

Cz. 17  
Juni 1938

# Schlesische Stimme

23. JAHRG · HEFT 1/2 · JANUAR/FEBR. 1941



HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · SCHLESIEN-VERLAG Breslau · EINZELHEFT 1,- RM

# Schlesische Stimme

p. 302



~~126982~~



MONATSSCHRIFT FÜR VOLKSTUM UND HEIMATARBEIT  
ORGAN DES SCHLESISCHEN BUNDES FÜR HEIMATSCHUTZ  
23. JAHRGANG HEFT 1/2 JAN./FEBR. 1941

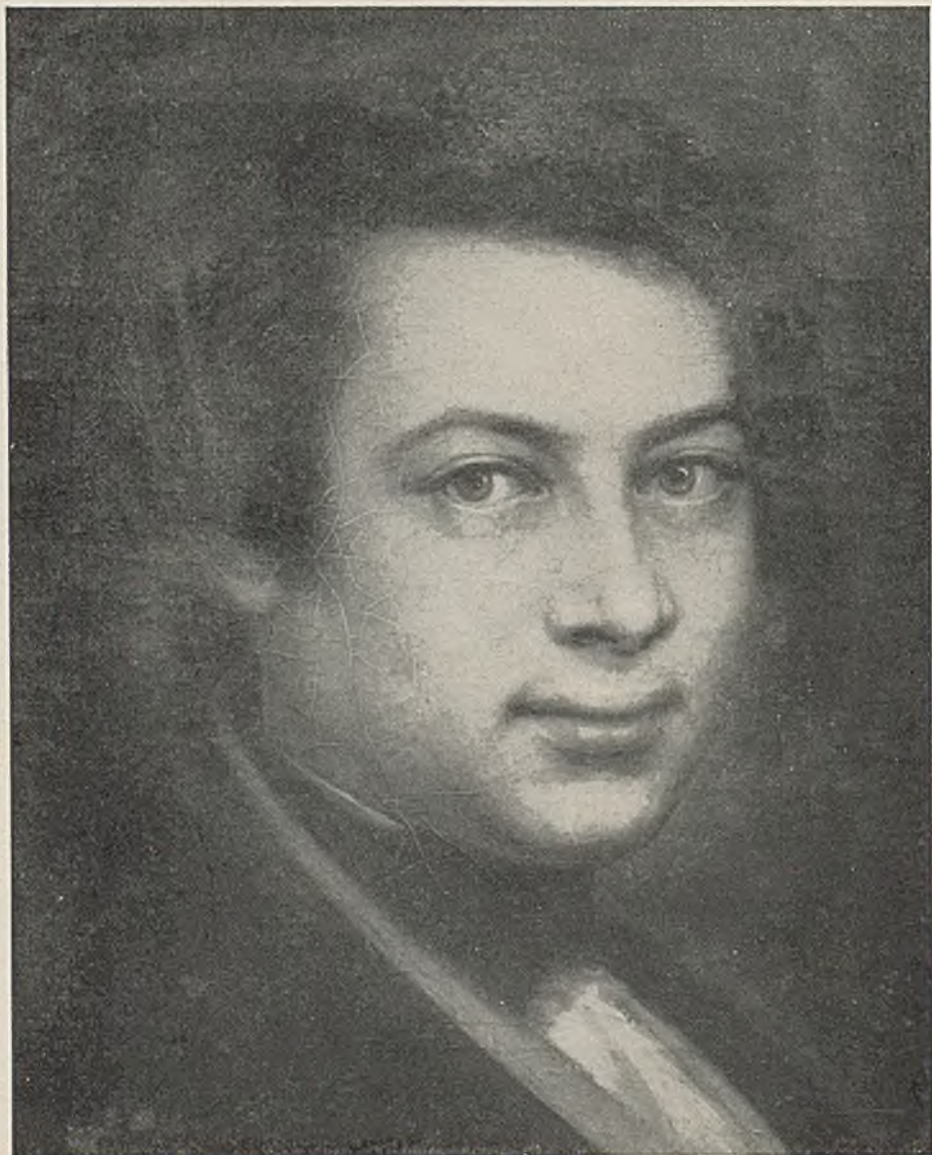
Karl Schodrok, Die beiden Schlesien	1
Prof. Alf. Perlick, Das oberschlesische Industriegebiet als Volks- und Heimatraum	4
A. Wienicki, Adolf Menzel und Oberschlesien	9
Hans Niekravicz, Die ewige Wandlung	13
Dr. Wolfgang Förster, Heimkehr	14
Erich Burkert, Preussisches Neujahr in Breslau vor 200 Jahren	20
Walter Krause, Burgen an der Südost-Grenze Schlesiens	23
Karl Schodrok, Eine Brüdergrenze	26
Georg Hauptstock, Heimat	29
Alfred Steinert, Der Oppelner Maler Carl Josef Jactisch	30
Dawald Völkel, Zur Geschichte von Mokrau	35
Wilh. Bronzel, Winternacht im Gebirge	42
Georg Hauptstock, Wildpfade	43
Alfred Hein, Die Beinah-Hochzeit	44
Hans Stolzenburg, Gedenkblatt für Carl Hauptmann	49
Mitteilungen/Bücherecke	50

Umschlagbild: Adolf Menzel, Begegnung Friedrichs des Großen und Josephs II. in Meisse (Schlesisches Museum der bildenden Künste, Breslau)

00055525

Q 1535/09





Selbstporträt des Malers Josef Jackisch, 1791-1862

Aufnahme: P. Kowol, Oppeln OS.

Bild auf der vorhergehenden Seite: Bildnis der  
Schwester des Malers. Aufnahme: Damerau, Breslau

Zu unserem Beitrag, Seite 30

# DIE BEIDEN SCHLESIEN

Zum Beginn unseres 23. Jahrgangs  
Von Karl Schodrof

Mit der Heimkehr der von Polen geraubten schlesischen Gebiete umfaßte die Provinz Schlesien annähernd 8 Millionen Einwohner. Sie wurde plötzlich nach Flächenraum und Einwohnerzahl der weitaus größte Gau Deutschlands, und es stellte sich eine verwaltungsmäßige Teilung als notwendig heraus. Mit sicherer Hand, wie wir es nun seit vielen Jahren gewöhnt sind, bestimmte der Führer, daß der bisherige Gau Schlesien in die beiden neuen Gaue Ober- und Niederschlesien geteilt wird. Zum Gau Niederschlesien gehören die Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz, zu Oberschlesien die Regierungsbezirke Kattowitz und Oppeln.

Zum Gauleiter und Oberpräsidenten von Niederschlesien ernannte der Führer Staatssekretär Pg. Karl Hanke, zum Gauleiter und Oberpräsidenten von Oberschlesien den bisherigen stellvertretenden Gauleiter Schlesiens, Pg. Fritz Bracht. Die niederschlesische Gauhauptstadt ist Breslau, die obererschlesische wurde zunächst Kattowitz. Landeshauptmann für Ober- und Niederschlesien gemeinsam blieb Pg. Adams in Breslau.

Von der verwaltungsmäßigen Neuordnung im schlesischen Raum versprechen wir uns gerade für unsere Zeitschrift neue Antriebe, wenn auch diese Neuordnung keine Änderung unserer Zielsetzungen verlangt.

Die „Schlesische Stimme“ ist die Fortsetzung der Monatschrift „Der Oberschlesier“, die im Dezember 1939 ihren 21. Jahrgang abschloß. „Der Oberschlesier“ war organisch und ohne Bruch aus dem Volkstumskampf gewachsen. Er war in erster Reihe Sprachorgan der schöpferischen Kräfte, die in Oberschlesien auf den weitverzweigten Gebieten der deutschen Dichtung und des heimatkundlichen Schrifttums, der bildenden Kunst und der Länderdichtung, der Heimatpflege und der Heimatbildung sich regten. Im Vordergrund standen alle Fragen, die mit der endgültigen deutschen Volkwerdung im schlesischen Raum im Zusammenhang stehen. „Der Oberschlesier“ war so schon früher, auch in der Systemzeit, über alles Trennende, Parteien, Stände und Konfessionen hinweg, der Bannerträger jener kräftigen deutschen Heimatbewegung, die in den schweren obererschlesischen Schicksalsjahren nach dem Weltkriege geboren wurde, deren gute Kräfte beim großen nationalsozialistischen Umbruch im Jahre 1933 Anerkennung fanden und als Beitrag für den deutschen Aufbau seither die Förderung unserer nationalsozialistischen Führung erfuhren. Das Wort „Oberschlesier“ hatte, wie ich in dem Leitartikel „Fortsetzung und Anfang“ im ersten Heft der „Schlesischen Stimme“ (Januar-Februarheft 1940) ausführen durfte, mit irgendwelchen Absonderungsbestrebungen früherer Jahrzehnte nichts – aber auch gar nichts – zu tun. Immer sahen wir, wie einst Goethe, in Schlesien „eine zehnfach interessante Einheit“ und im Gesamtschlesischen die Grundlage unserer Zeitschriftenarbeit. Von diesem gleichzeitig instinkthaften und bewußten Streben zum Gesamtschlesischen und zum Ganzen dürften die stattlichen Jahressbände des „Oberschlesiens“ ein deutliches Zeugnis ablegen. Diese Haltung bewies „Der Oberschlesier“ auch durch die Anteilnahme, die er u. a. dem Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur und den Schlesischen Kulturwochen entgegenbrachte. Wir sahen in dem Titel „Der Oberschlesier“ einen gesamtschlesischen Auftrag, eine Aufgabe und die Mahnung, daß das Unrecht, welches der Feindbund nach dem Weltkriege unserer engeren Heimat zugefügt hatte, gutgemacht werden mußte, später oder früher.

1939 wurde für Schlesien das große Jahr der Erfüllung! Es schien eine Zeitlang, als ob „Der Oberschlesier“ damit von seiner Vorpostenstellung abrücken könne und sich nunmehr den binnenschlesischen Aufgaben widmen müßte. Pflichtgemäß, wenn auch sehr schweren Herzens (vgl. den obengenannten Aufsatz „Fortsetzung und Anfang“ im Januar-Februarheft 1940), änderten wir den Titel.

2 Mit der Errichtung eines neuen Gaues und der neuen Provinz mit dem Namen Ober-

schlesien können wir uns, das dürfte notwendig sein, wieder freier unsern hergebrachten oberschlesischen Aufgaben widmen. Ob wir auch den Titel unserer Zeitschrift nun wieder ändern, das ist eine Angelegenheit zweiter Ordnung. Darüber wird unsere neue Führung in Schlesien entscheiden. Zunächst behalten wir den 1940 von uns gewählten Titel „Schlesische Stimme“ bei.

Unserer altbewährten Grundauffassung über kulturelle Arbeit in Schlesien bleiben wir auch in Zukunft treu: So wie Nieder- und Oberschlesien von Natur aus eine einheitliche Landschaft bilden, so wie das Volkstum in Nieder- und Oberschlesien aus den gleichen Wurzeln kommt, so muß auch die Volkstums- und Kulturarbeit aus dem Gesamtschlesischen wachsen. Die besonderen Verhältnisse in Oberschlesien stellen jedoch Sonderaufgaben, die z. T. nur aus Oberschlesien selbst geleistet werden können. Falsch wäre jedoch eine Absonderung und Versonderung.

So werden wir bei aller Verpflichtung gegenüber den Aufgaben, die uns in unserer engeren Heimat Oberschlesien gestellt sind, wie bisher immer wieder Fäden knüpfen zu Niederschlesien und zur alten und auch uns sehr lieben schlesischen Metropole Breslau, deren wissenschaftliche Institute und Einrichtungen auch weiterhin bei der Aufbauarbeit in Oberschlesien nicht entbehrt werden können.

Und so, wie wir unsern niederschlesischen Freunden die Treue auch in Zukunft halten werden, wird auch die Heimatkameradschaft weiterhin gepflegt werden, die uns seit über 20 Jahren mit den heimatkundlichen und schöpferischen Kräften in Sudetenschlesien, also in erster Reihe im Regierungsbezirk Troppau, verbindet, der zwar verwaltungsmäßig bei dem Sudetengau bleibt, aber landschaftlich und blutsmäßig ein Stück lebendiges und mitschaffendes Schlesien ist.

Wir erfüllen eine Ehrenpflicht, wenn wir heute Gauleiter und Oberpräsidenten Josef Wagner — der mit der Neinteilung Schlesiens Breslau verläßt, um sich ganz den ihm vom Führer gestellten wichtigen und schweren Reichsaufgaben zu widmen — aufrichtigen Dank sagen für die innere Anteilnahme, die er während seiner schlesischen Tätigkeit unserer Heimatarbeit und nicht zuletzt unserer Zeitschrift geschenkt hat.

Unser Dank gehört weiterhin Landeshauptmann Adams, dem altbewährten Förderer unserer Arbeit, in dessen Obhut unsere Zeitschrift seit Januar 1940 übergegangen ist. Wir wissen, daß dieser bewährte Vorkämpfer Oberschlesiens und des Führers auch in Zukunft mit Rat und Tat hinter uns stehen wird.

Den neuen Männern in Schlesien aber geloben wir treue Gefolgschaft. Beide neuen Gauleiter sind der schlesischen Bevölkerung bereits bekannt. Gauleiter und Oberpräsident Pg. Bracht ist durch seine jahrelange Arbeit als stellvertretender Gauleiter in Schlesien einer der Unsrigen geworden; Gauleiter und Oberpräsident Karl Hanke aber ist ja selber von Hause aus Schlesier.

Noch ist der Krieg nicht beendet. Trotzdem und gerade deshalb richten wir an unsere Freunde in Oberschlesien und im schlesischen Raum überhaupt die Bitte, unserer Heimatgemeinschaft verbunden zu bleiben und in ihr aktiv, frisch und frei mitzuarbeiten.

Es lebe Gesamtschlesien! D. G., wir halten fest!

# DAS OBERSCHLESISCHE INDUSTRIEGEBIET ALS VOLKS- UND HEIMATRAUM

Ein heimatkundlicher Vortrag in der Landesbücherei Kattowitz

Von Alfons Perlick

Unser Land mit der Fülle seiner Eigenheiten, mit der Vielfältigkeit der Vorgänge, mit dem reichen Aufgebot an Kraft- und Energiemengen ist eine sonderliche Erscheinung, ist geradezu ein Phänomen im Bereiche der Landschaftskunde und der Heimatbetrachtung. Fabriken, Gruben, Hütten, Halden, Schloten, Fördertürme, unentwirrbare Schienenstränge, schmutzige Abzugsgräben, tote Hüttenteiche, Rauch, Gedröhn, Geste und Getreibe charakterisieren diese Art des Raumes, sind seine deutlichen Signaturen, zeichnen sein Gesicht und bilden in ihrer Gesamtheit sein Gepräge und seinen Ausdruck. Unsere Landschaft ist verdammt nüchtern und hart in ihren Zügen; sie zeigt wenig Harmonie. Die Dörfer drängen Jahr für Jahr auf- und ineinander, verstricken sich wie Kämpfende, greifen wachsend in jeden freien Raumteil und schwellen zu Riesenkörpern an. Die letzten bäuerlichen Fluren werden beängstigend eingekleint, die wenigen bäuerlichen Gehöfte sind geankert, und die zur Wirtschaft gehörenden restlichen Felder zeigen weite und tiefe Risse. Auch die Städte suchen noch immer nach dem letzten Ausgleich und der inneren Gestaltung. Keine Geruhigkeit läßt ihnen Zeit zu einer geordneten Besinnung. Baulich ist im ganzen Lande noch vieles in einem erschreckenden Neben- und Durcheinander. Stolpern könnte man über das Zerwühlte und Aufgerissene in den unfruchtbaren Flächen. Die Natur scheint überall in wilder Flucht zu sein. Tag für Tag zerflattern Tausende von Rauchfegen über unseren Häuptern hoch in den Wolken, und die Nächte werden von dem roten Abstrichfeuer der Hochöfen unruhig und wild durchglüht. So kann man dieses Land sehen und empfinden.

Die hier geschilderte sichtbare Raumwelt steht nun in engsten Beziehungen zu den Vorgängen unter Tage; sie ist gleichsam erst Folge und Auswirkung dieses Schaffens und Arbeitens da unten, sie ist eigentlich erst geworden durch das Teufen in Kohle und Erz. Oberschleßisches Ober- und Unterland sind zu einer unzerreißbaren, natürlichen Einheit zusammengewachsen, bilden einen Organismus. Der Unterraum des Landes zeigt die gleichen Unregelmäßigkeiten, dasselbe Durcheinander wie darüber. In diesem Zusammenhange ist aber eines besonders herauszustellen: Nur das Standfeld und die Ergiebigkeit der unterirdischen Schätze sind maßgebend für die Planung in den Anlagen



gewesen. Oben bilden dann diese Anknüpfungspunkte in den Förderungs- und Verarbeitungsstellen gewichtige Zentren für den Wirtschaftsverkehr, die Arbeitsverstärkung und die Siedlungshäufung, -erweiterung und -verbreitung. In dem durchwühlten, durchstoßenen und durchfahrenen unterirdischen Revier, das sich wie ein ungeheures Labyrinth, wie riesenhafte vielstöckige Katakomben in einem unvorstellbaren Umfange unter unseren Städten, Dörfern, Straßen und Fluren hinzieht, hämmert, rasselnd, faucht und arbeitet es wie oben. Aber hier unten ist das Gebirgland, die Wiege des gesamten Industriegebietes, sind die täglichen Geburtsstunden der waltenden Kräfte. Wenn daher jemand unseren Raum ehrlich kennenlernen will, dann muß er sich eine Sicht von diesem Grunde, von dieser Tiefe her verschaffen. Urstoffe der Schöpfung und menschliche Arbeit lösen hier die ungeheuren Kräfte aus, die in diesem Gebiete herrschen, es formen und den Raum zu dieser wuchtigen Dynamik zwingen. Oben und unten sind wir hier im Banne der Industrie, im Bereiche eines Kampflandes, im Kreise von harten und leichten Auseinandersetzungen, inmitten der Front zwischen Technik und Natur, zwischen Mensch, Gestein und Maschine. Kräfte, natürliche und künstliche, rennen wie Titanen gegeneinander los, stampfen und pochen in dem Lande umher, mobilisieren jeden Winkel und setzen den Raum in ständige und höchste Alarmbereitschaft.

Dieses Land, in seinem Rhythmus, in seiner Härte und Wirklichkeit, verfügt auch über gewaltige Form- und Prägekräfte dem Menschen gegenüber. Industrieland benötigt einen eigenen Stamm, kann mit Vorteil nur einen Typus von Menschen gebrauchen, nämlich den höchstqualifizierten Arbeiter; Industrie kann sich nur auf raumeigenes Menschentum, auf Raumbolk verlassen, das täglich geprüft und erprobt und für würdig befunden wird. Jeder Mensch, der in dieses Gebiet hineingerät, wird von den heimischen Kräfteströmen gleichsam erst umgangen und umwittert, und nur dann, wenn er in seiner Haltung und Anlage der Lebendigkeit des Gebietes entspricht, festgehalten. Sonst spült ihn hier die preschende Flut als ungeeignet wieder aus. Mit der Anschauung des einstigen Liberalismus, daß in einem Industriebezirke nur Menschen etwa zweiter Ordnung, die sonst nirgendwo eingereiht werden können, ihr Unter- und Fortkommen finden, für ihren Ansatz nur überdurchschnittliche physische Fähigkeiten aufzuweisen brauchen, hat der Nationalsozialismus endgültig aufgeräumt. Wir müssen aber diese Tatsache nicht nur als theoretische Feststellung übernehmen, die uns zu nichts weiter verpflichtet, sondern müssen innerlichst und erfahrungsgemäß davon überzeugt sein, dürfen nicht nur glauben, sondern müssen wissen, daß hier der Raum in der Hütte, am Amboß, am Schraubstock, bei der Turbine, bei der Fördermaschine, an der Schale, im Schacht, an den Loren, vor Ort die besten, zuverlässigsten, widerstandskräftigsten, treuesten und beharrlichsten Menschen haben muß. Wir dürfen nicht mehr die Außerlichkeiten für die Beurteilung unserer Arbeitskameraden in Betracht ziehen, sondern die Art und den Ort der Arbeit, vor allem aber die dazu notwendige Haltung, das über das Physische hinaus bedingte geistig-seelische Bereitsein und Durchhalten, dieses ungeheure Maß an innerer menschlicher Kraft und Leistungsfähigkeit, an Beherrschung und Zurückhaltung, an Pflichtgefühl, an Einsatzfreude, an Kameradschaftlichkeit, an

Zuverlässigkeit, Gehorsam und Vertrauen, an Zähigkeit und Ausdauer. Diesen Grad der inneren Entwicklung, diese psychische Höhe und Stärke haben wir Arbeitmenschen in uns noch nicht entwickeln können, weil uns die Gelegenheit dazu fehlt, in diesen Tagen Stunde für Stunde uns so zu meistern und zu schulen. Diese Einsatzkraft des Arbeiters geht oft über die durchschnittliche soldatische Frontleistung hinaus.

Die Werke, Hütten und Gruben sind riesige Kasernen, sind die härtesten Schulungs- und Erziehungsstätten, die unser Vaterland besitzt, wo täglich zur Minute angetreten wird, wo es täglich auf Feindfahrt geht, wo täglich Kameraden auf der Strecke bleiben, wo oft ganze Abteilungen zugrunde gehen. Alle sind sie hier Helden, die ihren Kameraden unter Einsatz ihres Lebens zu Hilfe springen, ohne viel zu fragen, in natürlicher Treue und Selbstverständlichkeit. Auch hier sind, wie draußen auf den Schlachtfeldern, Massengräber. Treten wir z. B. auf dem Hoßberger Friedhof ein, da liegt, umschlossen von einem kleinen Gärtchen, Hügel neben Hügel. 122 Bergleute ruhen hier gemeinsam von ihren letzten Schichten aus. Gefallen, zusammengebrochen, erschlagen auf der Heinitzgrube am 31. Januar 1923. Väter und Söhne! Oder mein letztes Grubenenerlebnis: Ich bin mit meinen drei Jungen, 12-, 13- und 16jährig, wieder einmal eingefahren. Abwehrgrube: Sohle 282, Hugosflöz. Beim Wandern durch die Stollen faßte der zitternde Schein der Karbidlampen von weitem schon eine weiß getünchte Fläche, eine abgemauerte Strecke, und darauf ein schwarzes Kreuz. Wir treten näher und lesen. Eine Inschrift. Eine Reihe von Namen. Einer nach dem andern von uns nimmt langsam seine Kopfbedeckung herunter. Meine Söhne stellen sich stramm hin und erheben ihre Hand zum Gruß; sie sind Jungvolkführer. Der Kleinste liest stockend: „Etwa 500 Meter östlich von der Stelle ruhen 18 Opfer des Brandunglückes vom 10. Januar 1923, bei dem 45 Bergleute ihren Tod gefunden haben“, und darunter die Zeilen: „Wer will sie ergründen, wer sie verstehen, die Wege, die das Schicksal uns führt? Gefaßt dem Tode ins Auge sehen, sein Leben opfern, wenn es gebührt, und unverzagt bleiben bei härtestem Los, das ist der Bergmann, ist Bergmanns Los.“ Wir sind schweigend weitergegangen. Aber jetzt wissen sie es, meine Jungen, welche Schwere, welche Besorgnis, welche Kameradschaftlichkeit, welches echte und natürliche Wünschen in dem schlichten Bergmannsgruß „Glückauf“ enthalten ist, welches Heldentum und welche Leistungen von den Begriffen „Bergmann“, „Grubenarbeiter“ umfaßt werden. Wir sollten nur öfters unter Tage steigen, einfahren, um das alles, was uns oben umgibt, bedrängt, beschwert, neu zu sehen und neu zu bewerten.

Wir müssen uns immer vergegenwärtigen: Der Raum, der hier geworden ist, gehört einzig und allein nur dem Arbeiter; hier ist er und seine Leistung souverän; wir alle haben nur ihm zu dienen und seinerwegen zu arbeiten. So ist jeder Einsatz kultureller, erzieherischer und wirtschaftlicher Art nicht erst vom Bürgertum, von unserem Standpunkte aus zu sehen und zu verantworten, sondern immer erst vom Hauptarbeitsleistenden und Hauptarbeitsträger im Raume, vom Arbeitertume her. Schon allein die hier im Gebiete lebende Mitgliederzahl der einzelnen Grände, wobei die Arbeiterschaft mit

ehrlich die Wege zu dem einfachen Menschen in diesem Gebiete, dann ist jedes Unternehmen in seiner Auswirkung nur auf die Oberfläche beschränkt. Die Arbeiterschaft ist die Haupttruppe in diesem Kampfgebiet, und jeder Offizier weiß, was eine gute Führung ohne Einfassrendigkeit der Abteilung, kein Nichtmitmachen der Mannschaft erreichen kann.

Und nun die Frage: Kann dieser Raum auch Heimat sein? Heimat hat nichts mit der objektiven Feststellung von Schönheit, von landschaftlichen Annehmlichkeiten, von besonderen Vorzügen zu tun. Heimat ist zuvorderst immer erst Lebens- und Werkstätte. So hat unser Arbeitervolk hier inmitten der Schornsteinwälder, der Halbengebirge, der Hüttenwerke, der Häuserkästen, der Hauskasernen, der Straßenschluchten eine Heimat, an der es hängt, und von der es nicht lassen kann. Alles ist dem Menschen hier geliebte, hochberehrte Heimat. Die enge Stube, der kleine, dunkle Hinterhof, die rußige Arbeitsstätte, die schmutzigen Halden, an denen er mit seiner Ziege umhergeklettert ist, sein selbstgefertigter Karnickelstall in irgendeiner Ecke, die engen Straßenzüge mit verwehelter stinkender Hüttenluft, der stille, zusammengedrängte Friedhof neben den Gleisanlagen und Walzwerken, wo Vater und Mutter ruhen, das alles ist ihm heilige, unantastbare Heimat. Wer mir die verlacht, weil sie nicht schön ist, wer mich neckt, weil ich sie liebe, den muß ich, wenn ich ein Keil bin, zu Boden schlagen; denn diese meine Heimat ist mir höchster, seelisch-geistiger Besitz. Wer mir die antastet, wer mir da mit seinem Spott und seiner Verunglimpfung kommt, der ist ein Schuft und Lump! Denn um diese Erde ist erbittert gerungen und Blut hergegeben worden wie in keiner anderen deutschen Landschaft. Und wenn Blut blühen könnte, dann gingen wir heute hier nur über rote Wiesen.

Wie ist nun der Mensch unseres Landes zu diesem Heimatbewußtsein und zu dieser Heimatstärke gelangt? Waren seine Großeltern in der vorindustriellen Zeit Bauern in diesem Gebiete, so gingen ihm eigenes Gehöft und Feld verloren, und er, der Nachkomme, trat ohne Scholle in den Dienst der neuen Macht. Irgendwann gab es in jedem von ihnen seelische Auseinandersetzungen; denn zunächst war ihm die Industrie, die ihm seine Urheimat zerstörte, Feind. Da er aber die Zähne zusammenbiß, arbeitete und sein Fortkommen fand, trat bald eine Versöhnung mit den neuen Verhältnissen ein. Viele mögen bei diesem Umbruch, weil sie nicht hart und fest genug waren, ausgefallen und verkommen sein. Darüber hinaus aber wirkte der Raum wie ein gewaltiger Sog in das weitere Land hinein. Von weitem strömten Menschen herzu, brachen mit ihrer Landheimat, unterwarfen sich dem starken Gesetz der Industrie, fanden Boden unter den Füßen und wuchsen zu einer gestählten Arbeits- und Kampfesgemeinschaft heran. Jedes Mitglied dieses ungeheuren ober-schlesischen Arbeitsheeres ist einmal diesen gewiß nicht leichten Weg von der Urheimat zur Industrieheimat gegangen. Aber, weil sich jeder Mann dieses Neuland erkämpfte und eroberte, darum erwarb er es und läßt nun in seiner Liebe nie mehr davon. Auch die Führer dieser Industriedivisionen schritten einst diesen gleichen Weg und sind so zu ihrer Tat gekommen. Gehen wir an die Grabstätten von Grundmann, Mauve, Kollmann in Rattowitz, von Menzel, Lobe in

Königshütte, von Holzhausen in Gleiwitz, von Godulla und Werner in Schomburg, von Franz von Winkler in Nechtal! Aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes sind sie hierher gekommen, haben ohne Zaudern zugegriffen, die Arbeit angefaßt, geschuftet, gestaltet und fanden in diesem Prozeß Heimat, Heimat im Leben und Heimat im Tod. Heimat ist nicht ursprünglich reiner Gefühlsinhalt, sondern zunächst Aufgabe, Arbeit, Berufung, Besinnung, Erfüllung, Hingabe, Verpflichtung; dann erst wächst der Raum in mir zur Heimat heran. Das ist die neue Durchblutung des Begriffes Heimat.

Im liberalistischen Zeitalter hatte man gerade im Industriegebiet eine andere Auffassung von der Heimat. Typisch dafür war die Rattowitzer Scherzfrage vor dem Weltkrieg: „Was ist das Schönste in Rattowitz?“ „Der D-Zug nach Berlin!“ Kennzeichnender für den Einsatzwillen der damaligen Menschen in diesem Raum und für ihre Weltanschauung konnte wohl keine andere Äußerung sein. Es ist immer wieder herauszustellen: Es kommt zu keiner Festigung und Ausgeglichenheit in der Leistung, zu keinem Einsatz für eine erfolgreiche Arbeit, zu keinem ernstlichen Erwerb von Heimat, zu keiner Liebe in diesem Industriegebiete, wenn nicht Wille und Verpflichtung wegbahnend vorgehen. Ostland verlangte von jeher in allen Jahrhunderten Selbstlosigkeit und Stärke. Sehen wir uns immer wieder die Männer an, die unter uns den Schlesiern Adler tragen, die in der polnischen Zeit der Landwegnahme hier durchgehalten haben und treue Hüter des Deutschtums waren, treten wir oft mit Besinnung an die Selbstschutzdenkmäler heran, steigen wir in die Gruft auf dem Annaberge, verweilen wir an den Beuthener Gräbern von Pisarski und seinen Getreuen! Neben dem zivilen Einsatz für die Gegebenheiten dieses Landes haben sie alle unaufgefordert mit der Waffe in der Hand diesen Boden verteidigt; wir sollen und müssen in Ergebenheit und Treue ihre Erbschaft antreten und die Arbeit des Ordnen und Aufbaus zu Ende führen.

Wen brauchen wir für diese notwendige, gewaltige und umfangreiche Raumarbeit? Die besten nationalsozialistischen Kräfte für jeden Einsatz in der Handarbeit, der Erziehung und Verwaltung, über die das Reich verfügt, Menschen mit klarem und unbeugsamem Willen, Männer und Frauen, die ernstlich entschlossen sind, in die Geseze des Raumes und seines Volkes einzudringen, die fähig sind, die Geistigkeiten, die hier wirksam sind, aufzudecken, zu erkennen und zu nutzen, die willens sind, die widerstrebenden Kräfte im Land zu zwingen und zu bannen, ein jeder an seinem Ort, und die aus dem Grundgefühl für Gemeinschaft und Verantwortung mithelfen wollen, die Synthese zwischen Raum und Volk, zwischen Maschine und Mensch und zwischen Landschaft und Volkstum zu finden, auf daß endlich der Raum zu einer natürlichen Ordnung und Harmonie komme und nicht nur wirtschaftlich, sondern auch seelisch-geistig und kulturell zur stärksten Kraftquelle für den gesamten deutschen Osten werde.

Das ist die Aufgabe einer allumfassenden, völkisch vertieften, ernstlich beseelten, lebensvollen, neuen, nationalsozialistischen Arbeit an dieser Heimat, das ist unsere hohe Auffassung von dem Sinn und dem Werte eines heimatkundlichen Einsatzes im oberschlesischen Industriegebiete.

Von A. Wienick, Rattowitz

Aus dem Berliner Leben des 19. Jahrhunderts ist ein Schlesier niemals wegzudenken. Viele berichten von der kleinen, oft etwas mürrisch und musternd dreinblickenden Gestalt, die mit dem Zeichenstift festhielt, was sich dem Auge darbot. Alle bewunderten die unendliche Vielfalt seines Könnens. Große Ehrungen wurden ihm zuteil.

Dieser bedeutende Meister ist der in Breslau geborene Adolf Menzel. In Baedekers „Schlesien“ heißt es von der Umwelt seiner Kindheit: „Die von der Nordostecke des Ringes ausgehende Albrechtstraße war in alter Zeit die vornehmste Straße der Stadt. Gleich links das Gustav-Freytag-Haus, das ehemalige Molinarische Haus und der Schauplatz in Gustav Freytags „Soll und Haben“. Weiter das Gebäude der Deutschen Bank und Diskonto-Gesellschaft an der Stelle des Hauses „Zur goldenen Muschel“, in dem 1815 Adolf Menzel geboren wurde.“ So nahe waren sich die Welt des großen Bürgerromans „Soll und Haben“ und des Friederiusmalers. Gustav Freytag und Adolf Menzel gewannen zwar außerhalb Schlesiens Ruhm und Anerkennung, aber beide blieben ihrer Heimat verbunden.

Dafür sprechen auch Menzels Beziehungen zu Oberschlesien. Von dem ersten Zeugnis seines Ruhmes bis zu den Spätwerken läßt sich der Wechsel von Ferne und Heimat beobachten. Der junge Künstler lenkte das Augenmerk weitester Reise auf sich, als seine 400 Holzschnitte zur Geschichte Friedrichs des Großen von Franz Rügler erschienen. Darin befindet sich die Begegnung des Königs mit Joseph II. im bischöflichen Schloß zu Neisse. Rüglers Worte sind überaus wichtig für die bildliche Darstellung. Der Bericht lautet: „Neisse in Oberschlesien war zum Orte der Zusammenkunft aus-  
ersehen worden. Am 25. August 1769 traf Joseph daselbst ein; er fuhr geradeswegs nach dem bischöflichen Schlosse, wo Friedrich seine Wohnung genommen hatte. Friedrich eilte ihm mit den Prinzen, die bei ihm waren, entgegen; aber kaum war er einige Stufen der Treppe hinabgestiegen, als der Kaiser ihm schon in den Armen lag. Der König führte seinen erhabenen Freund an der Hand in den Saal.“

Den Augenblick des gemeinsamen Weges zum Saale hat Menzel in dem Holzschnitt dargestellt. Der König schreitet wie ein väterlicher Berater voraus; der junge Kaiser

folgt ihm stattlich aufgerichtet. Auf der Treppe steigen die Generale des kaiserlichen Gefolges langsam empor. Sie sind etwas zögernd, blicken teilweise sogar mißtrauisch; denn es ist ihnen ungewiß, wie sich ihr einstiger Gegner verhalten wird. So bilden sie einen wirkungsvollen Gegensatz zu dem unbedingten Vertrauen ihres kaiserlichen Herrn, der glücklich und voll Zuversicht den von ihm schon immer hoch verehrten König betrachtet.

Menzel hat die historische Begegnung später auch in einem großen Gemälde festgehalten. Der Wandel seiner Auffassung zeigt, wie sehr er um den Stoff gerungen hat, wie er die menschliche Größe des Preußenkönigs vertiefte. Bei seiner Arbeit an Ruglers Werk schrieb der Künstler am 6. September 1840 an seinen Freund Arnold in Kassel: „Friedrich über alles! Mich hat nicht bald was so ergriffen. Der Stoff ist so reich, so interessant, so großartig, ja, worüber Sie zwar wohl den Kopf schütteln werden, wenn man's genau kennenlernt, so malerisch, daß ich bloß einmal so glücklich werden möchte, aus dieser Zeit einen Zyklus großer historischer Bilder malen zu können.“ Der Wunsch ging nicht bald in Erfüllung, weil noch andere Aufträge zu bewältigen waren. Aber um die Mitte des Jahrhunderts schuf Adolf Menzel die berühmte Reihe seiner Fridericusgemälde. „Lafetrunde“ und „Flötenkonzert“ stehen an ihrem Anfang.

Das letzte vollendete Werk ist „Die Begegnung Friedrichs des Großen mit Joseph II. in Reisse“. Mit größter Genauigkeit ging Menzel an die gewaltige Arbeit. In der Berliner Nationalgalerie befindet sich neben der Grundrißzeichnung des Treppenhauses eine Skizze mit folgender Inschrift von Menzels Hand: „Das Lokal ist das Treppenhans im bischöflichen Palais zu Reisse. Recherchen an Ort und Stelle über die damalige Beschaffenheit desselben sind zum Grunde gelegt.“ Diese Nachforschungen an Ort und Stelle zeigen die ganze künstlerische Gewissenhaftigkeit Menzels. Der Meister benützte gern die Gelegenheit, seine Heimat näher kennenzulernen. Das lebendige Spiel des Lichtes in der Barockarchitektur, das Bewegte in der Linienführung dieses Kunststiles beschäftigte Menzel zeit seines Lebens. Hier konnte er seine meisterlichen Fähigkeiten ganz entfalten. Darum wirkte die kunstreiche Stadt Reisse überaus anregend auf den Maler. Die barocke Lichtführung im Treppenhans des bischöflichen Palastes ist in der genannten Skizze festgehalten. Ebenso zeichnete Menzel Spuren der alten Wandmalerei, „soweit sie durch spätere Tünche erkennbar“.

Eines seiner besten, rasch hingeworfenen Reiseblätter ist daneben der Marktplatz von Reisse. Der einheitliche Akkord des Hinaufstrebens von Dächern und hohen Giebeln gewinnt dabei eindrucksvolle Gestalt. Der 90 Meter hohe gotische Rathhausturm mit seinem nadelspigen Helm ist bei dem Blatt besonders hervorgehoben. Auch der schöne Westgiebel der Jakobikirche ist in das Bild einbezogen. Menzel wird damals etwa am Anfang der Brüderstraße, nahe dem Marktbrunnen gestanden haben, als er die reizvolle Umwelt zeichnete. Wie weit bei solchen Blättern Breslauer Kindheitseindrücke nachwirkten, mag dahingestellt bleiben. Der Zusammenklang von gotischen hochstrebenden Türmen und barocker Farbigkeit begegnet in Breslau ähnlich wie in Reisse. In dem Buche „Menzel auf Reisen“ von Niedrich und Weiglin ist auf diese Verwandt-

schaft angespielt. Da dieses Buch eine gute Wiedergabe von zwei oberschlesischen Zeichnungen bietet, sei kurz darauf hingewiesen.

Trotz seiner Freude an der Barockarchitektur erlag der Künstler in seinen Gemälden nicht der Gefahr, die historische Handlung auf Kosten der malerischen Umwelt zurückzudrängen. Darum ist es bezeichnend, daß für das Fridericusgemälde neben der Skizze des Treppenhauses auch eine Studie zur Begegnung von Kaiser und König vorhanden ist. Die Skizze gibt nur die Bewegung der Figuren, das Spiel der Arme, das Nagen der Köpfe wieder. Der Gesichtsausdruck bleibt noch unberücksichtigt. Das Gegensätzliche des hellen kaiserlichen Mantels zu dem dunklen Uniformrock des Königs ist leicht angedeutet. Friedrich der Große trägt noch den Degen. Helles Licht umspielt den Knauf des Handgriffs.

Auf diese Beigabe verzichtet Menzel in dem großen Gemälde, um ganz den Gegensatz von Licht und Dunkel hervorzuheben. Das Malerische kommt zur vollen Geltung. Das gilt auch für die Gegensätzlichkeit der Farbtöne bei dem Gefolge beider Fürsten. Grün, Weiß und Rot begegnen in ständigem Wechselspiel und haben die stärkste Leuchtkraft bei Joseph II. Landon auf der kaiserlichen Seite, Prinz Heinrich neben dem König sind berufen, diesem Farbklang einen prachtvollen Akkord zu geben. Auch das Mienenspiel der Offiziere leitet hin zu dem Aug' in Auge der königlichen Freunde. Vor allem der fragende Blick des österreichischen Marschalls und das aufmerksame Zuschauen des Generals Seydlitz geben dem Bild nach dem Rande zu eine bewundernswerte Geschlossenheit.

Noch ein anderes Gemälde muß genannt werden. Es ist das farbig so reizvolle Werk „Friedrich der Große in Lissa“. Genau 100 Jahre nach dem Geschehnis bei Leuthen hat Menzel das Bild entworfen. Es entstand auf Wunsch des Herzogs von Ratibor und ist somit wenigstens mittelbar mit Oberschlesien in Verbindung zu bringen. Es fand aber nicht den Beifall des Bestellers, blieb unvollendet und kam später in die Kunsthalle zu Hamburg.

Wer einmal Gelegenheit hat, die beiden erwähnten Gemälde in Breslau und Hamburg näher zu betrachten, der merkt deutlich die Wandlung zum einheitlichen Farbton. Menzel beschäftigte immer wieder das Wirken des Lichtes auf Mensch und Landschaft, auf Straßen und Innenräume. Entweder flutet heller Sonnenschein durch die Zimmer, oder gedämpftes Licht eines Kronleuchters, einer Kerze durchbricht das Dunkel. Man denke nur an die Gegensätzlichkeit der „Tafelrunde“ und des „Flötenkonzertes“. Gleiches begegnet bei anderen Stoffen Menzelscher Kunst. Hierbei hat Oberschlesien noch einmal eine große Bedeutung gewonnen.

Kein Werk der Spätzeit des Meisters ist so gerühmt worden wie sein „Eisenwalzwerk“. „Das Gewirr der Menschen, des Gestänges, der Kampf des matten, grauen Tageslichtes mit dem rötlichen Scheine des Feuers, die vielerlei Bewegungen, all das fesselte den Maler.“ Damit bewies Menzel auch, daß er teilhatte am Leben und Weben seines Zeitalters. Schon die Fridericusbilder sind Ausdruck eines unbedingten Ja-sagens zur Wirklichkeit. Ihm lag daran, den großen König durch wahrheitsgetreue Bilder

mitten hineinzustellen in die Gegenwart. Das verstand Menzel unter lebendiger Historienmalerei. Als der Meister auf diesem Gebiete alles für ihn Wesentliche vollendet hatte, wandte er sich wieder der Gegenwart zu.

In den Gründerjahren ging Adolf Menzel nach Oberschlesien. Dort hielt er im Bilde fest, was ihm das Leben in einem Eisenwalzwerk an Eindrücken vermittelte. Eine große Zahl von eingehenden Studien gingen dem Gemälde voraus. Alle entstanden in Königshütte. Das wissen wir aus dem Testament und dem Nachlaß des Künstlers. Darunter befand sich nach Menzels eigenen Worten: „Eine Mappe, die Studien zu meinem Bild „Die Walzwerke in Königshütte“, sowohl die Notizen an Ort und Stelle als auch Modellstudien“. Wieder spricht der ganze Stolz über Arbeitseifer und Genauigkeit aus den Sätzen.

Jede der Studien ist bewunderswert in dem sicheren Erfassen der Bewegung, in dem Versenken in ein sonst noch wenig beachtetes Stoffgebiet. Die ganze Härte der Industriearbeit, die geringe soziale Fürsorge der Gründerjahre spricht aus dem Werk. Man betrachte nur einmal die Gruppe der Essenden rechts im Vordergrund. Wie schmutzig und eng ist das Plätzchen am Rande des großen Arbeitsraumes. Die Augenblicke des Ausruhens scheinen sich die Arbeiter gestohlen zu haben. Es ist ein weiter Weg von dieser Mittagspause bis zu dem, was die Gegenwart anstrebt und schon verwirklicht hat.

Aber von der „Schönheit der Arbeit“ ist auch in diesem Gemälde etwas zu spüren. Die rhythmische Bewegung der Arbeiter am glühenden Eisenblock, der flackernde Lichtschein auf ihren Armen und Gesichtern vermittelt einen künstlerischen Eindruck. Der einheitliche Farbklang gibt dem Gemälde trotz der Fülle von Menschen und Werkzeugen eine große Geschlossenheit. So verdient dieses frühe Bild eines gewaltigen Industriewerkes noch heute stärkste Beachtung.

Der 60jährige Menzel erfaßte die ganze Wirklichkeit mit größter Frische. Wie ihn die ungewohnte Umwelt beschäftigte, das erweisen auch andere Skizzenblätter, die in Königshütte entstanden. Eine Zeichnung „Im Reiche der Schornsteine“ gibt zum Beispiel den Eindruck des Industriebezirkes wirkungsvoll wieder. Auch die Schachtarbeiten in einer Sandgrube, die Kastenwagen mit den dürren Kleppern und die gewaltigen Fördertürme des Hintergrundes hält eine lebendige Zeichnung fest. Der Verehrer Friedrichs des Großen wies hier neue Wege. In einer umfassenden Kunstgeschichte heißt es: „Menzel hat während eines langen Lebens in seinem ungeheuren Werk manche malerischen Probleme vorweggenommen, deren Lösung erst der Folgezeit gelungen ist.“ Auf diesem Wege bedeutet das „Eisenwalzwerk“ einen entscheidenden Schritt.

Leider ist das Bild in der Nationalgalerie ungemein nachgedunkelt und hat nur noch wenig von seiner ursprünglichen Leuchtkraft. Aber gute Wiedergaben sollten geschaffen und an Stätten der Arbeit aufgehängt werden. Das würde gleichzeitig manchem vor Augen führen, was das Industriegebiet Oberschlesien leistet. Und jeder sähe, was in der Gegenwart für die Verbesserung der Arbeitsplätze, für die Ruhepause der hart angestregten Menschen getan wird.



# D I E E W I G E W A N D L U N G

VON HANS NIEKRAWIETZ

Einst blühte mein Lied  
und wuchs an den heimischen Ufern  
aus Frühlicht und Waldblumenduft.  
Ach, niemand entflieht  
nach prangendem Sommer dem Wandel  
vom Leben zur Gruft!

Der Nordwind durchbraust  
das Flußtal, als kehrte die Vorzeit  
zurück in erneuter Gestalt.  
Die eisige Faust  
des Winters umklammert die Erde  
mit Eiszeitgewalt.

Der Strom aber ruht.  
Gebannt ist der wandernde Riese.  
Verschollen sind Schleppezug und Boot.  
Erstarrt ist die Flut  
wie Blut eines mächtigen Leichnams,  
versunken und tot.

Doch Tod ist nur Schein.  
Er hemmt nicht die ewige Wandlung,  
die sich mit dem Frühling vollzieht.  
Denn Frühling wird sein  
und Gräbern entsteigen, wenn alles  
geschah, was geschieht. —

# H E I M K E H R

## Ein Bericht über die Umsiedlung der Deutschen aus Bessarabien und der Dobrutscha Von Dr. Wolfgang Förster

Als der Reichsführer SS im Sommer des vergangenen Jahres das Umsiedlungs-Kommando Bessarabien—Nordbuchenland zusammenstellte, war jedem, der dazu einberufen wurde, mit die schönste Aufgabe gestellt, die es nächst dem waffenmäßigen Einsatz im Kriege überhaupt für einen Mann geben kann. Ich selbst hatte dabei nicht das Glück, direkt zum Kommando Bessarabien zu gehören, das in dem 44 000 Quadratkilometer großen Gebiet zwischen den Flüssen Pruth und Dnjester und dem Schwarzen Meer als Ostgrenze die Volksdeutschen aussiedelte und dabei mit der sowjetrussischen Abordnung zusammenarbeitete, sondern war nach dem soldatischen Befehl dem Durchgangsbevollmächtigten für den Heimtransport zugeordnet worden. Während in Bessarabien die Kameraden die gewaltige Aufgabe in knapp anderthalb Monaten lösten und, in vier Gebiete aufgeteilt (Albota, Kischineff, Beresina und Mannsburg), insgesamt 90 000 Deutsche erfaßten, ihr Vermögen abschätzten, die bewegliche Habe, die nach dem Umsiedlungsvertrag teilweise mitgenommen werden durfte, auf Bauernfuhrern und Lastkraftwagen verladen und dann die Menschen mit ihrem Gepäck in zusammengestellten Trecks bis zu den Verschiffungshäfen Kilia, Reni und Galatz brachten, standen dort Schleppkähne und Personenschiffe für die Weiterbeförderung auf der Donau bereit.

Und hier begann die eigentliche Aufgabe des Durchgangsbevollmächtigten, die eine nicht minder große organisatorische Leistung erforderte. Während die Treckfuhrern auf langen Schleppzügen donauaufwärts befördert wurden, mußten die Menschen — Männer, Frauen und Kinder einschließlich der Gebrechlichen und Kranken — zunächst auf Personendampfern in die großen Durchgangslager in Jugoslawien, Prahowo und Semlin gebracht werden, von wo die Weiterreise ins Reich auf deutschen Eisenbahnzügen erfolgte. Das bedeutete organisatorisch gesehen einen Schiffstransport auf einer Donaustraße von rund 1000 km mit einer Fahrtdauer von durchschnittlich 5 bis 6 Tagen, zuzüglich der Eisenbahnstraße von Belgrad bis in die eigentlichen deutschen Bestimmungs-orte in Süd- und Mitteldeutschland, im Sudetengau und in Schlesien. Insgesamt 26





»Mit dem Treck durch  
die bessarabische Steppe ...

mit dem Donaudampfer ...



und der Reichsbahn  
in die neue Heimat«

Aufnahmen: Dr. Pampuch (1)  
Dr. Förster (2)

Fluß- und Seeschiffahrtsgesellschaft (MCSL.) und einige Schiffe der rumänischen und jugoslawischen Schiffahrtslinien waren für die Aufgabe abgestellt, in ständigem Pendelverkehr zwischen den genannten Verschiffungshäfen im Donaudelta und der jugoslawischen Hauptstadt die Siedlertransporte heraufzubringen. Unter den Schiffen, deren Namen wir uns bald wie gute alte Bekannte merken, stachen besonders die beiden neuen und modernen Motorenschiffe der DCS. „Stadt Wien“ und „Stadt Passau“ hervor. Sie beförderten 700 bis 800 Siedler, während die kleineren Typen 300 bis 400 Menschen einschließlich des Gepäcks transportieren konnten. Die schweren Kranken brachte der „Prinzepele Karol“, das schöne rumänische Lazarettschiff. Die Donaustraße, die gefahren werden mußte, ist zum Teil äußerst schwierig, berührt sie doch stromaufwärts nach Passieren der bulgarischen Grenze beim Eintritt in das Königreich Jugoslawien das längste und gewaltigste Durchbruchstal des Flusses, das ihm über 130 Kilometer lang durch den Bogen der Karpaten, die hier an seinen Lauf herantreten, aufgezwungen wird. Vom Eisernen Tor bis zu den Engen des Golubač geht es aufwärts durch Katarakte und drangvoll fürchterliche Engen, von denen der äußere und innere Kasanpaß an wildromantischer Pracht die schönsten sind. Senkrechte Felswände steigen zu beiden Seiten turmhoch auf, und zwischen ihnen schießt das grün-gelbe Wasser, das eigenartigerweise keine Wellen wirft und dessen Oberfläche ausieht, als ob Öl darübergegossen wäre, mit einer unvorstellbaren Schnelligkeit dahin. Muß sich doch hier der Lauf des Flusses, der oberhalb Belgrads bereits eine Breite von zwei Kilometer erreicht, durch eine Enge von 200 Meter hindurchzwängen. Merkwürdige flache Ringe, in deren Mitte Trichter in die Tiefe wirbeln, zeigen die furchtbar saugende Wirkung des Wassers und die damit verbundene Gefahr für die Schifffahrt an. Donauschiffer erzählten uns, daß manche dieser Riesentöpfe oder Auskolkungen eine Tiefe von 50 Meter erreichen, so daß man bequem einen Wolkenkratzer hineinstellen könnte. Hier können die Schiffe natürlich nur bei Tage und nur unter Führung eines ortskundigen Lotsen passieren, sonst wäre die Fahrt ein Abenteuer auf Leben und Tod. Zu diesen naturgegebenen Schwierigkeiten kommen die bekannten Donaunebel, die tagelange Verzögerungen, oder Stürme, die überhaupt ein gänzlich Stilleben der Schifffahrt bewirken können. Der Wettergott hatte es jedoch gut mit uns gemeint. Die gefürchtete Kossowa, jener aus dem Osten kommende eisige Steppenwind, der die ruhige Kraft der Donau zu einer unbändigen Urkraft entfesseln kann — die Soldaten des Weltkrieges von den Armeen Mackensens wissen davon zu erzählen —, wehte gerade in den Tagen der großen Ruhepause, die nach der Bessarabienausiedlung bis zur Dobrušchaausiedlung (14 000 Deutsche), die wir noch miterlebten, eintrat. Aus den obengenannten Gründen waren auf der gesamten Strecke Transportwachen eingerichtet, und zwar in Russe (Bulgarien) in Turn-Severin (Rumänien) und in Gradiste (Jugoslawien), deren Aufgabe es war, die Siedlertransporte unter steter Beobachtung zu halten, eingetretene Verzögerungen in Verbindung mit den Streckenleitungen der Länder durch Funk oder Telefon an die Leitstellen weiterzugeben, für Ergänzung des Proviantes bei den nächsten Verpflegungsstellen der DCS. zu sorgen,

transportunfähige Kranke sofort an Land zu bringen und schließlich nicht zuletzt alle Meldungen an das nächste Durchgangslager weiterzugeben, damit dort die Ausschiffung sorgfältig vorbereitet werden konnte. Die Schiffe selbst führten neben dem Schiffspersonal einen eigenen Betreuungsdienst mit sich, war es doch keine Kleinigkeit für 400 bis 700 Menschen, sechs Tage lang eng zusammengepackt auf ihnen zu leben. Jedes Schiff hatte einen Transportführer mit seinem Helfer, einen eigenen Schiffsarzt mit Sanitäter, Rotes-Kreuz-Personal, NSD.-Schwestern, reichsdeutsche Frauen der NS-Frauenschaft sowie volksdeutsche Mädchen aus Jugoslawien an Bord, die die stillenden Mütter und zahlreichen Kinder versorgten sowie den Kranken und Gebrechlichen jede notwendige Hilfe gewährten. Daß manche dieser Schiffsbesatzungen im Laufe der Zeit zu einer wirklichen Schicksalsgemeinschaft zusammenwuchs, wird verständlich, wenn man erfährt, daß einzelne Schiffe fünf- bis sechsmal die genannte Donaufstrecke zurückgelegt haben.

Eine noch unergleichlich größere organisatorische Aufgabe war beim Aufbau der Durchgangslager gestellt, durch die der Strom der Siedler durchgeschleust werden mußte. Diese Lager, und zwar in Galatz (Rumänien), in Prahovo und Semlin (Jugoslawien) waren mit Hilfe des ehrenamtlichen volksdeutschen Arbeitsdienstes aufgebaut und für die Aufnahme von 10–20 000 Personen vorbereitet worden. Ich kann hier nur von dem Lager in Semlin berichten, in dem ich selbst eine Zeit im Transport- und Ausschiffungswesen tätig war. Das „Looga“ — wie es die Serben nannten — lag direkt vor den Toren Belgrads, am Zusammenfluß der Save mit der Donau, wo sich auf vorgestreckter Landzunge die weiße Stadt mit ihren amerikanischen Hochbauten terrassenförmig erhebt, und wo von ihrer höchsten Stelle die alte Türkenfestung, der Kalemegdan, auf das fruchtbare Donauland herabgrüßt. Hier, am Fuße der 300 Meter langen Save-Brücke, die Belgrad und Semlin verbindet, hatte die jugoslawische Regierung einen Platz von 272 300 Quadratmeter Boden unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Hier haben in vierzehntägig abwechselnden Schichten und in laufendem Einsatz je 300 volksdeutsche Kameraden aus den deutschen Siedlungsgebieten Jugoslawiens, der Batschka, dem Banat, der Wojwodina und aus Syrmien in ehrenamtlichem Arbeitsdienst eine gewaltige Aufgabe gemeistert, insgesamt 69 Zelte in einer Durchschnittsgröße von 12 mal 50 Meter mit einem Fassungsraum von je 300 bis 500 Personen, dazu Holzbaracken für Verwaltungsgebäude, Kanzleien und die Leitstellen errichtet, ferner drei Großküchen, in denen für je 3000 Menschen gekocht wurde, Vorratsräume für Lebensmittel und Bekleidungsstücke, eine Apotheke mit Medikamenten und einen 15 Meter hohen Kommandoturm gebaut, von dem aus die stete Bewegung im Lager durch Großlautsprecher gelenkt werden konnte, und der auch gleichzeitig als Feuerwachturm diente. Dazu war das Lager mit einer eigenen Funkstation, mit eigener Wasserleitung, Stromversorgung und Kanalisation ausgestattet, wie auch in hygienischer Hinsicht durch Aufstellung von Desinfektionsbecken und ständiges Durchspülen der Latrinen jede Vorsichtsmaßnahme getroffen war. Ein motorisierter

Lazarettzug, der eine vollständige Klinik für alle medizinischen Fächer und 400 Krankenbetten enthielt, stand für die Aufnahme der Kranken bereit. Als schließlich nach Wochen mühevoller Arbeit die Zelt- und Barackenstadt stand und breite Bohlenwege, auf denen bequem zwei Lastkraftwagen aneinander vorbeifahren konnten, die Verbindung zu den einzelnen Zelten herstellten, war sie ein Musterbeispiel deutscher Organisation und ein dauerndes Schaubild der zahlreich herbeiströmenden Besucher. Ein großer Torbogen schmückte die Einfahrt, hinter der an hohen Masten Hakenkreuzfahnen neben der Fahne des jugoslawischen Königreiches wehten. Hier auf diesem zusammengedrängten Raume haben tagaus, tagein und zumeist ohne Unterbrechung in den Nächten die eingesezten reichsdeutschen Mannschaften in kameradschaftlicher Verbundenheit mit den Volksdeutschen gearbeitet. Zwei SS-Kommandos leiteten die Ausschiffungen und den Abtransport für die täglich zweimal fahrenden Siedlerzüge ins Reich. NSKK fuhr auf bereitgestellten Luxusomnibussen der Deutschen Arbeitsfront die Umsiedler vom Lager auf den Bahnhof. NSB-Schwesteren betreuten Mütter und Kinder, Ärzte und Rotes Kreuz sorgten für die sofortige Behandlung der Kranken und reichsdeutsche Frauen mit Hilfe des volksdeutschen Mädelarbeitsdienstes für die Verpflegung im Lager. Wenn man bedenkt, daß zuweilen 14 000 Personen im Lager waren, so kann man etwa auch den Umfang dieser Arbeitsleistung ermessen. Insbesondere muß aber die Hilfe der Volksdeutschen hervorgehoben werden. Sie stellten im Lager den gesamten Sicherheitsdienst, die Wachkommandos einschließlich des Nachtdienstes, die Abspermannschaften und diejenigen, die bei den Ausschiffungen für die Ausladung des Gepäcks gebraucht wurden. Da durchschnittlich jedes Siedlerschiff 20 bis 50 Tonnen Siedlergepäck an Bord führte, bestehend aus Truhen, Kisten, Koffern, Körben, Säcken, das ausgeladen, aufgestapelt, in Lastkraftwagen verladen und in die großen Gepäckzelte gebracht werden mußte, um bereits am nächsten Tage in die von der Eisenbahn bereitgestellten Waggons gütermäßig umgeladen zu werden, erhellt auch hieraus die Größe der Arbeitsleistung. Ferner hatte die volksdeutsche Mannschafsführung die musische Betreuung in der Ausgestaltung der Feierabende mit einer nie ermüdenden Folge von Musik, Spiel und Tanz übernommen. Und nicht zuletzt stellte sie mehrere Blasmusikzüge, die es in den bäuerlichen Siedlungen der Donauschwaben fast überall gibt und die beim Empfang sowie beim Abtransport der Umsiedler, bei Fest und Feier und Tanzabenden mitwirkten. Die Darstellung der Umsiedlung von der organisatorischen Seite her würde kein wahres Bild vermitteln, wenn man sie nicht durch die erlebnismäßige ergänzte, denn der bleibendste Eindruck war das Erlebnis des Menschen, der auf den Ruf des Führers seine alte Heimat verließ, um eine neue im Großdeutschen Reich zu finden. Dabei ist das Erlebnis an die sich stetig wiederholenden Eindrücke am stärksten gebunden, von denen die Erinnerung zu berichten weiß. Diese waren: die nächtliche Ankunft der Schiffe, wenn wir unter klarem Sternenhimmel oder auch bei Nebel und Regen, in dicke Mähänte gehüllt, auf die schwarze Donau spähten, ob nicht der Scheinwerfer eines Siedlerschiffes nach der Landungsstelle suchte. Unvergesslich war dann stets der Augenblick, wenn

wir beim Näherkommen des Schiffes allmählich seinen Schattenwurf erkennen konnten mit den vielen Menschen darauf, die in stummer Ergriffenheit und Feierlichkeit die Hand zum Deutschen Gruß erhoben. Es war ein Augenblick, den niemand durch einen Zuruf oder eine freundliche Begrüßung zu stören wagte. — Deutsche kehrten heim nach Deutschland!

Und erst, nachdem das Schiff an der Anlegebrücke festgemacht war und die Blasmusik zur Begrüßung zu spielen begann, war der Bann der feierlichen Ankunft gebrochen. Unergeßlich aber war auch die Ausschiffung selber, wenn „es“ über die Landungsbrücke gestolpert kam, Alte und Junge, Frauen und Männer, Kinder und Greise, die Frauen mit ihren dunklen Kopftüchern und dem um den ganzen Körper geschlungenen wollenen Wickeltuch, in welchem sie die Kleinsten der Kleinen trugen; die Männer mit ihren harten, von Schweiß und südlicher Sonne braun gebrannten Gesichtern, zumeist mit einer schwarzen Pelzmütze, einer Lammfellweste oder einem ganzen Schafspelz bekleidet. Sie vermochten kaum die Hilfsbereitschaft zu fassen, die sie hier erwartete. Da durften sie keinen Koffer tragen, nicht einmal den leichten Spankorb am Arm. Die Kinder wurden ihnen von NCO.-Schwestern und anderen hilfsbereiten Frauenhänden abgenommen, die Lahmen und Gebrechlichen gestützt und die Kranken und nicht Gehfähigen von Sanitätern auf Bahren in die bereitgestellten Sanitätswagen gebracht. — Auch Einzelheiten sind im Gedächtnis haften geblieben. Da baumelte an den meisten Gepäcksstücken ein Gegenstand, der auf uns zunächst belustigend wirkte und den man bürgerlicherweise „Nachttopf“ zu nennen pflegt, der aber für eine Mutter mit vielen Kindern auf einer weiten Reise unerseßlich ist. An Land formierten sich die Heimkehrer zu langen Zügen. Gepäccträger standen bereit, und nun ging es unter Leitung eines Zeltführers in das bereitgestellte Lagerzelt. So ging es Nacht für Nacht. Manchmal legten vier, fünf, sechs, ja sogar sieben Schiffe an, so daß wir Dienst bis zum Morgen taten, der in einer wunderbaren Leuchtkraft der Farben auf dem Balkan hereinbricht und ein unvergeßliches Schauspiel bietet. Scharf wie ein Scherenschnitt in feinsten Filigranarbeit hob sich dann die Silhouette Belgrads vom gelben Horizont ab. Der Kalemegdan, die alte Türkenfestung, wirkte dabei wuchtig wie eine Ballade, während sie bei Nacht, von zahllosen Scheinwerfern angestrahlt, in dem rotbraunen Mauerwerk und mit ihren vielen Wehrräumen umhüllt an dem aufsteigenden Donaunebel wie ein verwünschenes Märchenschloß aussah. Und oft während wir noch ausluden, bliesen bereits die Fanfaren auf dem Kommandoturm zum Wecken, und wieder begann ein neuer Tag mit all der Emsigkeit und Geschäftigkeit des Lagerlebens.

Ebenso wie die Ausschiffungen gehörten die Eisenbahntransporte zur regelmäßigen Tagesordnung, die tagtäglich 1400 Siedler endgültig in die Heimat beförderten. Da begann es bereits um 10 Uhr morgens mit dem Verladen des schweren Gepäcks, um 12 Uhr standen die ersten Zeltgruppen zum Abmarsch bereit, jede Person durch die am Hals herabhängende Siedlermarke gekennzeichnet. Auf dem Eisenbahnhof Zemun (Semlin) sah man täglich dasselbe Bild. Da rollte Omnibus auf Omnibus mit den Siedlern



heran, die auf die einzelnen Waggons verteilt und von der N.W. gepflegt und betreut wurden. Zum letztenmal spielte die Blasmusik zum Abschied — manche geschlossene Freundschaft fand dabei ein schnelles Ende — und so rollte tagaus, tagein Zug um Zug aus der Eisenbahnhalle. Geprägt ist weiter das Erlebnis durch die Erinnerung an das ständige Bild auf den Lagerstraßen. Inmitten der durchfahrenden Lastkraftwagen und Omnibusse saßen die Frauen auf Bänken vor ihren Zelten, dort eine alte Bäuerin, der die harte und schwere Arbeit auf der Schwarzmeereserde tiefe Runzeln in das Gesicht gegraben hat, dort eine bildhübsche junge Mutter mit blondem Haar, die mit ihrem ersten Bübchen spielt. Da standen die Männer in Gruppen im politischen Gespräch beieinander oder vor dem Großlautsprecher, der deutsche Marschmusik sandte und alle Bekanntmachungen durchgab. Oder das Auge wurde gelenkt auf die vielen Kinder, die sich die Zeit durch Stelzenlaufen, durch Bauen von Schaukeln und Windspielen (Holz gab es ja genug im Lager) verkürzten. Oder dann denkt man wieder an die großen Massenfeisungen in den Zelten, wo Hunderte der anmutigen schwäbischen Mädchen bedienten, und nicht zuletzt an die Heimabende im großen Lagerzelt, wo in einer natürlichen Fröhlichkeit gesungen, erzählt, gespielt und nicht zuletzt Polka getanzt wurde. In die schmucke Tracht der Donauschwaben — der Burschen und Mädels — mischte sich das Feldgrau unserer Uniformen und die Pelzmützen der Besarabier. Es war fast zu wunderbar für den, der sich jahrelang in der volkstumpflegerischen Arbeit abgemüht hat, anzusehen, wie sich hier auf bäuerlicher Grundlage eine alle Formen des Gemeinschaftslebens prägende Kraft der Gestiftung erhalten hat, die uns vorbildlich sein kann.

Und dies war — ich darf es ruhig aussprechen — das entscheidende Erlebnis, das wir in der vielgestaltigen Völkerwelt des Balkans bei der Umsiedlung hatten, daß dieser Raum in entscheidenden Zügen von dem deutschen Siedlertum geprägt worden ist, das ihm Gesetz, Würde und Gestalt vom Reich gebracht hat. Man braucht nicht an die ältere Geschichte dieses Raumes zu erinnern, der in früheren Jahrhunderten durchaus dicht an der Grenze des deutschen politischen Willens lag, — man braucht nur an die jüngste Zeit zu denken, wo sich unter Mitwirkung des Volksdeutstums eine Neuordnung vollzieht. Das deutsche Volk hat mit den Augen seiner Volksgruppen, deren Geschichte zugleich ein Spiegelbild völkischer Spannungen ihres eigenen Schicksals und desjenigen ihrer andersnationalen Umwelt ist, die Vorgänge auch in diesen weiten Gebieten sehen und den Blick für die Entwicklung der rechtlichen und politischen Beziehungen zwischen den Völkern überhaupt schärfen gelernt.

Darum hat es eine echte Berufung in diesem Raum zu erfüllen, im Gegensatz zu den westlichen Demokratien, die ihn nur nach wirtschaftlichen oder machtmäßigen Gesichtspunkten auszubeuten verstanden. Und mit dieser entscheidenden Erkenntnis sind wir nach Hause gefahren, daß dieser Raum in Zukunft nicht nur ein ergänzender Wirtschaftsraum, sondern auch Sendungsraum des deutschen Volkes sein wird. Das Reich wird ihm unter Beachtung seiner Volkstümer eine Gestalt geben, die der Idee einer Ordnung schaffenden Würde entspricht.

Von Erich Burkert, Breslau

„Laßt ihn hereinkommen. — Ei, er ist doch schon hinnen! —“ So lautete der Rehrreim eines Liedes, das vor nun 200 Jahren in den Breslauer Straßen und Kretschamhäusern gesungen wurde. Das Volk meinte damit den jungen Preußenkönig Friedrich II.

In jenen letzten Wochen des Jahres 1740 und den ersten Tagen von 1741 begann für Breslau eine neue Zeit — die preußische, die mit dem Einzug Friedrichs II. in die schlesische Hauptstadt ihren ersten Höhepunkt erreichte.

Interessant ist schon die Vorgeschichte dieses Ereignisses. Daß Friedrichs Einzug ohne Feindseligkeiten und ohne eine Belagerung der Stadt möglich war, hatte er zunächst den Breslawern selbst zu verdanken. Am 10. 12. 1740 hatte der Rat der ja zu Österreich gehörenden Stadt von Wien aus den Befehl erhalten, „wegen drohender Kriegsgefahr zwischen Österreich und Preußen“ österreichische Truppen aufzunehmen. Es sollte, wie der Amtsdirektor Graf Schaffgotsch erklärte, nur eine vorübergehende Maßnahme zum Schutze der Stadt sein. Nur die Vorstädte und die Dominsel sollten besetzt werden, und vor allem sollte das alte Breslauer Vorrecht, das jus praesidii, das Recht, keine Truppen außer den eigenen Stadtsoldaten in der Stadt aufnehmen zu brauchen, nicht weiter angetastet werden. Der Rat wollte den Wiener Vorschlag annehmen, als während der Ratsitzung am 14. 12. plötzlich einige hundert Vertreter der Breslauer Zünfte, unter denen sich besonders der Schuhmacher Johann Christian Döblin als Volksführer hervortat, in das Rathaus eindrangen und im Fürstensaal erklärten, man könne sich selbst verteidigen und brauche keine kaiserlichen Truppen, und auch durchsetzten, daß sich der Rat diesem „Volksbegehren“ fügte und die Aufnahme österreichischer Truppen mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt wurde. So konnte Breslau den Preußen keinerlei Widerstand entgegensetzen.

Friedrich hatte am 16. 12. 1740 die schlesische Grenze im Kreise Grünberg überschritten —: „Ich bin mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel über den Rubikon gegangen“ schrieb er an seinen Staatsminister v. Podewils. Nachdem er in Herrndorf bei Glogau am 27. 12. die ständischen Abgeordneten der schlesischen Fürstentümer Glogau, Liegnitz, Sagan, Janer und Wohlau mit 95 Bedeckten bewirtet, die Belagerung Glogaus dem Prinzen Leopold von Dessau überlassen und Schwerin am

24. 12. über Liegnitz nach der böhmischen Gebirgsgrenze abgeschickt hatte, eilte er selbst am 28. 12. mit seinen Truppen auf Breslau zu.

Schon am letzten Tage des scheidenden Jahres 1740 war er in Pilsnitz, wo er von dem Besitzer, dem Breslauer Patrizier von Riemberg, „prächtig aufgenommen“ wurde und unter der „Königslinde“ die Vollmacht für seine Unterhändler unterschrieben haben soll. Am Neujahrstage 1741 erschienen die preussischen Soldaten vor der Stadt und begrüßten die Stadtsoldaten auf den Wällen mit allerlei Scherzen. Im „Schreiben eines preussischen Offiziers“, das am 5. 1. 1741 in der „Berlinischen Privilegierten Zeitung“ erschien, heißt es u. a.: „Am 2. 1. ließen S. Kgl. Majestät 4 Kompagnien mit Schiffen übersetzen und um die Domkirche und in die Vorstädte einlogieren.“ So wurden die Nikolai- und die Dhlauer Vorstadt besetzt und auch die Dominsel, die unter der weltlichen Oberhoheit des Kardinal-Fürstbischofs stand, damals des Grafen Philipp Ludwig von Sinzendorf.

Hier erschien der König selbst, wohl mit dem diplomatischen Gedanken, irgend welche konfessionelle Gegenläge durch persönliches Zusammentreffen mit dem Kirchenfürsten überbrücken zu können. Der Prälat von Nummelskirch überreichte ihm zitternd an der Nepomuksäule bei der Dombrücke die Torschüssel. Die freundlichen Worte Friedrichs und die Erklärung, daß er die Katholiken durchaus nicht zu Protestanten machen wolle, konnten die Gegnerschaft des Kardinals, der zum Empfang gar nicht erschienen war, nicht beseitigen, was nicht nur aus konfessionellen Gründen erklärlich war, sondern auch daraus, daß Sinzendorf als Mitglied eines altösterreichischen Geschlechtes eng mit dem Hause Habsburg und seiner Kaiserin Maria Theresia verbunden war.

Am 1. Januar 1741 hatte der König durch seine Offiziere von Borke und Posadowsky den Vorschlag gemacht, die Stadt vorläufig nicht zu besetzen, wenn man ihm, falls nötig, Zuflucht gewähren wolle. Das wurde zur Grundlage eines Vertrages, über den drei Tage verhandelt wurde — von seiten der Stadt durch Syndikus Guggmar und die Ratsherrn von Roth, von Gebisch, von Goldbach und von Commersberg. Sie glaubten, einen großen Erfolg buchen zu können, da der junge Preußenkönig, der unterdessen im Scultetischen Hause auf dem Schweidnitzer Unger Quartier bezogen hatte, ihren Wünschen bereitwillig entgegenkam: Anerkennung und Schutz ihrer bisherigen Rechte, vollkommene Neutralität der Stadt sowie der Stifte und Klöster, keinerlei Geldbuße und zunächst auch keine Huldigung — alles allerdings „bei der jetzigen Konjunktur, solange solche dauern werde. . .“ Dafür sollte Friedrich in der Vorstadt ein Magazin anlegen, zu dessen Bewachung ein Bataillon zurücklassen und Lebensmittel aus der Stadt beziehen können. — Nach Abschluß dieses Neutralitäts-Vertrages vom 3. 1. 1741 bot man dem Preußenkönig als „Gast und Freund“ Wohnung in der Stadt selbst an und stellte ihm das Gräfllich Schlegenbergische Haus in der Albrechtstraße — heut Albrechtstraße 12, Ecke Altbüßerstraße — zur Verfügung.

Am 3. 1. um 10 Uhr, heißt es in dem erwähnten Schreiben eines preussischen Offiziers, „rückten 30 Pferde der Gendarmerie in die Stadt und faßten Posto in der Schlegenbergischen Behausung“. Darauf folgte noch an demselben Tage 12 Uhr mittags der feierliche Einzug durch das Schweidnitzer Thor.

Dicht gedrängt standen die Breslauer zu beiden Seiten der Schweidnitzer Straße und an den Fenstern bis zu den Dachlukern hinauf, nur eine schmale Gasse übrig lassend, so daß der König sich fragte, „ob es wohl möglich sein werde, hindurchzukommen, ohne daß sein Pferd seine Gastgeber auf die Füße trete —“. Der junge Herrscher, dessen strahlend blaue Augen aufmerksam und freundlich umherschauten, kam mit seiner jugendlich-königlichen Erscheinung der Schaulust der Breslauer entgegen. Die königlichen Wagen eröffneten den Zug. Es folgten Gendarmen und der Staatswagen des Königs mit dem Symbol der königlichen Macht, einem mit Hermelin gefütterten Mantel aus blauem Samt. Der Breslauer Stadtmajor von Wuttgenau eröffnete den Zug. Friedrich selbst ritt auf seinem Schimmel (das Wandgemälde gegenüber vom Haupteingang des Schweidnitzer Kellers zeigt ihn allerdings auf einem Rappen), unmittelbar hinter ihm seine Unterhändler von Borke und von Posadowsky. Eine lange Reihe preussischer Offiziere in Paradeuniform und das übrige Gefolge in Galatracht vollendeten den Aufzug. Der König war in blauen, silberberzierten Samt gekleidet, ein silbernes Band über die Achsel und einen silbernen Stern auf der Brust und einen trotz des herrschenden Schneegestöbers auseinander geschlagenen blauen Mantel, auf dem Kopfe den blau-samtenen Dreispitz, den er grüßend vor der Volksmenge abnahm und so durch sein erstes Auftreten in Breslau die Herzen der Bevölkerung gewann. Der Zug führte durch die Schweidnitzer Straße über den Ring nach der Albrechtstraße zu der Wohnung des Königs. Hier zeigte er sich dann vom Balkon aus längere Zeit dem Volke, befahl aber noch an demselben Tage, daß der Amtsdirektor von Schaffgotsch und die österreichischen Beamten dieser Behörde die Stadt innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu verlassen hätten.

Drei Tage blieb der König in Breslau. Vertreter der städtischen Behörden, der Landeshauptmann von Nostiz, der erste evangelische Geistliche, Inspektor Burg, und mehrere Prälaten des Domes wurden zur Tafel gezogen, und Friedrich trank dabei auf das Wohl der Stadt. — Am 5. Januar gab er für die Breslauer Patrizier, den schlesischen Adel und die „Dames dieser Stadt“ einen großen Ball in Frau Locatellis Redoutensaal (im „Hotel de Pologne“, später „König von Ungarn“ in der Bischofsstraße, einem der ältesten Breslauer Tanzsäle), auf dem er selber erschien und tanzte.

Schon am Tage darauf, am 6. 1. 1741, verließ er Breslau in Richtung Ohlau. Ende Januar war ganz Schlessen in seiner Hand, und am 29. 1. kehrte der neue Herr Schlessens nach Berlin zurück. — Hier sei erwähnt, daß das bekannte, von dem oberschlesischen Bildhauer Riß geschaffene und 1847 enthüllte Reiterstandbild auf der Sieben-Kurfürsten-Seite des Ringes den großen König ohne Sporen darstellt — aber nicht irrtümlich, sonder geschichtlich richtig, da Friedrich II. keine Sporen getragen hat, und daß wir nicht weit davon, in der Nische eines Hauses der Elisabethstraße noch ein anderes, oft übersehenes Standbild Friedrichs des Großen sehen können.

Aber schon, als er Breslau in den ersten Januartagen 1741 verlassen hatte, blieb er „hinnen“ — im Herzen der Breslauer und Schlesier, deren offizielle Huldigung er nach der im August 1741 erfolgten Besetzung der Stadt im Breslauer Rathause am 7. November 1741 entgegennahm.





Burgruine Olszlyn-Rabsztyn,  
Bild auf der vorhergehenden  
Seite: Burgruine Peskenstein  
Aufnahmen:

Archiv Boidol, Brander



Von Walter Krause

Als Schlesien im Jahre 1163 eine nahezu selbständige neue politische Einheit wurde, deckten sich seine Grenzen mit denen des um das Jahr 1000 entstandenen Bistums Breslau. Schon wenige Jahre später aber wurden sie im Südosten ein beträchtliches Stück vorgeschoben, indem Mesko von Ratibor 1178 das Land um Beuthen, Sewer, Auschwitz und Pleß-Nikolai dazugeschenkt erhielt. Dieser Landstrich kam aus Kleinpolnischem Besitz zu Schlesien und verblieb deshalb noch Jahrhunderte lang in kirchlicher Hinsicht beim Bistum Krakau. Es wird vermutet, daß es sich bei dieser „Schenkung“ vielleicht doch um einen älteren Schlesiengau handelte, der nun zu Schlesien zurückkehrte. Die natürliche Verbindung mit Schlesien ist nämlich ganz offensichtlich, und am Ostrande dieses Gebietes zieht sich von Krakau bis Wielun ein bis 500 Meter hoher Jurarücken hin, der eine schroffe Grenze gegen Osten bildet.

Auch das Wieluner Gebiet war zweimal in schlesischem, oberschlesischem Besitz, einmal, als es Heinrich I. von Breslau mit Kalisch und Ruda den oberschlesischen Herzögen übergab — sie verloren es um 1250 — ein zweites Mal, als Ladislaus von Dppeln, der ungarische Palatin, 1370 u. a. das Wieluner Land mit den Festen Kripitz, Holnstein und Bobolice von König Ludwig von Ungarn geschenkt erhielt und daselbst bis 1391 herrschte.

Die große deutsche Rückfiedlung, die weit bis nach Polen hineingriff, erfaßte die hier beschriebenen Landesteile vor dem Krakauer Jurarücken zu der Zeit, als sie schlesisch waren, sicherlich ganz besonders stark. Sowohl Heinrich I. von Breslau als auch der oberschlesische Kolonisateur Ladislaus (um 1281), ja vermutlich auch noch Ladislaus, der Ungarnpalatin, werden ihren gewichtigen Anteil daran gehabt haben.

Noch heute sind die Spuren der deutschen Erschließung dieser Landstreifen sichtbar. Zwar ist die bäuerliche deutsche Siedlerschicht, die vermutlich auch da war, untergegangen. Dafür sind aber die meisten Städte schon allein durch ihre Anlage- und alten Verfassungsformen Denkmäler dieser großen Zeit. Die in den Stadtarchiven erhaltenen Urkunden des Mittelalters unterstreichen dies stärkstens.

Im folgenden soll nun auf eine andere Art deutscher Denkmäler im Gebiet des Jurarückens hingewiesen werden. Es sind dies die vielen in Schlesien und Deutschland kaum bekannten Burgen und Burgruinen. Sie ziehen sich in lückenloser Reihe von Tschenschau bis Krakau hin, wurden vermutlich einst von schlesischen Herren erbaut und sollten die schlesische Südoftgrenze gegen Polen fchützen. Eine Betrachtung der einzelnen Burgen wird diese Vermutungen wahrſcheinlich machen.

14 Kilometer ſüdöftlich von Tſchenſchau ſteht auf anſehnlicher Höhe die Ruine Olztyn mit einem mächtigen runden Bergfried. Die urſprüngliche deutſche Namensform des Ortes iſt ohne weiteres erkennbar. Urkundlich wird die Burg „Holnſtein“ mehrfach genannt, vor allem in der Zeit Ladislaus', des ungarischen Gefolgsmanneſ. Ladislaus hatte auf dem Holnſtein um 1380 einen Hauptmann, namens Georg Swirz ſißen (Reg. Wenc. Nr. 71). Er gehörte ſicherlich jener Familie Schwarz an, deren Mitglieder wir um 1400 als Beſitzer von Bergdorf, Kreis Dppeln, auch als Vögte von Schurgafſt antreffen. Zu gleicher Zeit erſcheint in den Urkunden ein Andreaſch de Bobalicz. Das iſt Bobolice, ein Burgort 15 Kilometer ſüdöftlich Zawiercie. Andreaſch iſt vielleicht der auch im Kreiſe Lubliniſch begüterte Andreas Lemchen, ein Angehöriger des Vogtgeſchlechts von Krappiſch. In der polniſchen Volksüberlieferung leben die deutſchen Beſatzungen der Feſten Olztyn und Bobolice als gefürchtete „Kraubritter“ bis heute fort (M. Federowſki, Lud okolic Zarek, Siewierza i Pilicy II, Waſchau 1889). Noch Dlugoſz (Lib, Benef. III. 121) ſpricht von „Holſtyn“, und im Lubliniſcher Urbar von 1532/4 ſind noch Botendienſte der Bauern des Lubliniſcher Landes nach Sewer und Holſtein eingetragene, die man wohl zu löſchen vergeſſen hatte.

Ganz in der Nähe von Bobolice liegt die ſteil aufragende ſchmale Feſtenburg Mirow, weiter ſüdtlich, in der Nähe des Städtchens Wlodowice — auf der Karte des Helwig Waldowitſch genannt — noch die kleine Ruine Morko. 10 Kilometer weſtlich von Pilica erhebt ſich dann in der Umgebung phantaſtiſcher Feſtenbildungen aus Jurakalk die größte und ſchönſte aller dieſer Ruinen, die Bonerburg Dgrodziniec. Sie wurde in dieſen Blättern wenigſtens für die Renaissancezeit, die Zeit der Salomo und Boner, bereits beſchrieben.

5 Kilometer ſüdöftlich von Pilica ſteht die Ruine Smolen, früher auch Pilica genannt. Ein Otto von Pilica, der im 14. Jahrhundert großen Beſitz in der ganzen Gegend hatte, ſcheint ein Deutſcher geweſen zu ſein, worauf ja auch ſein Name deutet.

Wieder deutſchen Urſprungs durch den Namen erweiſt ſich die Burg Kabztyn, 3 Kilometer öftlich von Olkuſch, von der aber nur beſcheidene Reſte vorhanden ſind. Kabztyn bedeutet nichts weiter als Rabenſtein. Der öftlichen Hügellinie vorgeschoben ſind die Burgen von Sewer und Bendzin. Die Waſſerburg bei Sewer, im Wieſengelände der Premſe gelegen, iſt vielleicht die Nachfolgerin des mittelalterlichen Bezirkskaſtells, auf alle Fälle Mittelpunkt der biſchöftlichen Verwaltung, ſeit das ſchleſiſche Herzogtum



Gewerben 1442 in den Besitz der Krakauer Bischöfe überging. Die sich hoch über die Prena und die Stadt Bendzin erhebende guterhaltene Burg aber hatte den Übergang der „Hohen Straße“ von Schlesien nach Polen zu decken. Die stereotyp wiederkehrende Überlieferung, Kasimir der Große von Polen sei der Erbauer gewesen, hat um so weniger Glaubwürdigkeit für sich, als sie nach einer, bei Kantor-Mirski (Przeszlose Zaglebia Dabrowskiego I, 17) angeführten alten Nachricht von Heinrich I. von Breslau während seines Kampfes gegen Konrad von Masowien um den Besitz von Krakau 1228 fundiert sein soll.

In der Nähe von Djcow, nordöstlich von Krakau, befinden sich dann zwei alte Burgen: Djcow selbst und Pieskowa Skala mit ursprünglich deutschem Namen. 1315 übergab der polnische König Ladislaus Ellenlang einem Manne namens Nikolaus ein Waldgebiet zwischen Sulosow, Kosmolow und der königlichen Burg (castrum) „Pieskenstein“, um dort ein Dorf zu deutschem Recht zu errichten (Cod. dipl. Poloniae Min. I, 179). Diese Burg, die ähnlich wie Djcow und die Burg Senczynek nahe bei Krzeszowice niemals schlesisch war, hat vermutlich ein deutscher Ritter in polnischen Königsdiensten errichtet. Wir wissen ja, daß zur Verteidigung von Polens Südgrenze gegen Ungarn, Kosaken und Tartaren deutsche Ritter im Mittelalter z. B. auch die heute als Ruinen am Dunajec stehenden Burgen Kytro (Ritter), Czorsztyn (Zornstein), Tropsztyn (Tropfstein), Melsztyn (Mühlstein), Czchow (früher Weiskirchen) ausweislich ihrer Namen erbaut haben.

9 Kilometer südlich von Chrzanow, schon im Weichseltal, liegt auf einer Höhe die malerische Burg Lipowiec, die auch Jahrhunderte lang den Krakauer Bischöfen gehörte. Drüben, jenseits der Weichsel, gibt es dann in den altschlesischen Herzogtümern Auschwitz und Gator ebenfalls eine Reihe schöner Burgen. Sie liegen aber schon im Vorbeskidenland und gehören nicht mehr in den Bereich unseres Themas. Es ist möglich, daß die Zahl der Turaburgen einstmals noch etwas größer war als heute. Kazimira Paszkowska-Tezowa führt allerdings in ihrer Geographie der Ruinen Polens (Posen 1927) weitere nicht auf. Unsere Burgen sind wohl ursprünglich alle im germanisch-sächsischen Stile nach Schuchhardt aufgeführt gewesen. Bei den polnisch-schlesischen Grenzkämpfen waren sie sicherlich die Schlupfwinkel der polnischen Friedensstörer. Als Erzherzog Maximilian von Habsburg 1589 gegen Krakau zog, um den polnischen Königsthron zu erwerben, dienten ihm einige der Burgen noch als Stützpunkte. Erst die Schweden zerstörten diese Festen und ließen sie als Ruinen zurück.

Das Turagebiet im Südosten ist heute wieder schlesisch, ein Teil der beschriebenen Burgen liegt innerhalb der Reichsgrenze. Die Ruinen verdienen allseitige Anteilnahme; nicht nur der historischen Wissenschaft, die hier viel aufzuhellen hat, sondern auch der breiten Öffentlichkeit, der sich ein schönes und bisher unbekanntes Wandergebiet erschließt.

## EINE BRUDERGRENZE

Aus den Kindheitserinnerungen des österreichisch-schlesischen Bauernbefreiers  
Hans Kudlich  
Von Karl Schodroff

Hans Kudlich, ein Bauernsohn aus Lobenstein im Jägerndorfschen, hart an der Grenze des oberschlesischen Kreises Leobschütz, wurde einer der namhaftesten Vorkämpfer der österreichischen Volksbewegung 1848. Als Führer im Oktoberaufstand wurde Kudlich in contumaciam zum Tode verurteilt und zog nach Beteiligung am Pfälzer Aufstande nach Amerika. Dort wirkte er als Arzt und als Schriftsteller, gelangte zu Reichtum und unternahm 1872 eine Rundreise durch Osterreich, wo er seit 1867 amnestiert worden war und nun laut gefeiert wurde.

Seine „Rückblicke und Erinnerungen“ gab er 1873 in Troppau heraus. Das Werk war dann seit Jahren vergriffen. Mit Genehmigung der in Amerika lebenden Kinder Kudlichs veranstaltete die Agrarpolitische Verlagsanstalt „Moldavia“ in Budweis eine Neuauflage, um damit kundzutun, daß trotz der neuen politischen Verhältnisse in der Tschecho-Slowakei der Geist Kudlichs „noch immer lebt und weiter leben wird, solange es überhaupt deutsche Bauern gibt“.

Den Haupttraum dieses umfangreichen dreibändigen Werkes nimmt der Umsturz von 1848 ein, da Kudlich als Abgeordneter durch seinen Antrag auf Abschaffung der Fronen und Zehnten große Volkstümlichkeit erlangt hatte.

Was aber diese Erinnerungen und Rückblicke für uns Schlesier und Grenzlanddeutsche besonders reiz- und wertvoll macht, das sind seine Kindheitserinnerungen.

Lobenstein, der Geburtsort Kudlichs, liegt im Oppatal, Branitz im Kreise Leobschütz gegenüber. Der Lobensteiner Bub zerbrach sich oft den Kopf, warum im Hubertusburger Frieden die Herzogtümer Jägerndorf und Troppau, seine engere Heimat, nicht den Weg der übrigen schlesischen Lande gegangen waren, sondern bei Osterreich verblieben, warum Schlesien, das durch tausend Jahre ein Ganzes gebildet hatte, auseinandergerissen wurde.

„Der österreichische Teil gehörte ja geschichtlich und geographisch seit unordenklichen Zeiten zu Schlesien. Alle seine kleinen Bäche und Flüsse eilen hinunter nach Norden, um das große schlesische Flachland zu wässern, um preussische Mühlen zu treiben, preussisch beslaggte Schiffe zu tragen. Der Verkehr strebt hinaus nach Norden, dorthin ist es leicht, Straßen und Eisenbahnen zu bauen, während wir nur mühsam über die

waldigen, unfruchtbaren Berge des Gesenkes nach Mähren gelangen können.“ Man erinnert sich dabei an das geflügelte Wort der Kaiserin Maria Theresia, die mit Bezug auf Friedrich den Großen und die Abtretung des Hauptteils von Schlesien an Preußen gesagt haben soll: Den Garten von Schlesien hat er mir genommen, aber den Zaun hat er mir gelassen.

Die Lobensteiner Bauernjungen waren stolz auf ihr Österreichertum. „Mit einer Verachtung, die durch eine ganz bedeutende Portion Mitleid gemildert war, sahen wir auf die Preußen herab. Grund genug dazu glaubten wir zu besitzen: Nahm sich nicht dieses K. K. Schlesien mit seinen Hügeln und Bergen, seinen weithin gestreckten Wäldern, den grünen Matten seiner Täler, mit seinen altersgrauen Burgruinen ausgezeichnet stattlich aus, besonders, wenn man aus den profaischen preußischen Ebenen unser herrliches Ländchen zuerst zu Gesicht bekam! Wie armselig jene matte Ebene ohne Berge, Wälder und Ritterburgen! Zufällig wohnten unserem deutschen Lobenstein gegenüber im Dorfe Branitz und in seiner Nachbarschaft Menschen slawischer, oder vielmehr wasserpolaikischer Zunge, und auf alles Glawentum sehen wir ebenfalls vornehm herab.

Slawisch und preußisch waren uns identische Begriffe. — Die preußischen Nachbarn waren arm. In den zwanziger Jahren war bei ihnen die Grundlastenablösung durchgeführt worden, die Ablösungssumme war eine bedeutende, und die ganze Gemeinde, alle für einen und einer für alle, waren haftbar dafür. Der preußische Bauer mußte viele Jahre lang sich einschränken, um unter der ihm auferlegten Last nicht zu erliegen. Preußens aufgeklärter Despotismus zwang die Bauern, sich an der wechselseitigen Feuerversicherung der Provinz zu beteiligen. Wenn uns auch die stramme militärische Haltung und die Landwehrmütze des Preußen imponierte, so durften wir hingegen schadenstroh es ihm gönnen, daß in jedem Dorfe der Gendarm den Leuten in die Töpfe guckte, eine Institution, die wir damals in Oesterreich noch nicht kannten. Vor 40 bis 50 Jahren waren die Steinkohlen noch nicht als Heizungsmitel im Gebrauch, und die preußischen Bauernweiber kamen scharenweise zu uns herüber, um in unseren reichen Wäldern die Abfälle aufzulesen. Also Glawentum, Gendarmen, flaches, poesieloses Wesen, das war mit der Idee des Preußentums verknüpft. Und daß wir einen Kaiser besaßen, jene aber nur einen König, das schien uns ein entschiedener Vorzug zu sein.“

Auf launige Art erzählte dann Rudlich von diesen „freschen“ Preußen. In den Bauernstuben auf der österreichischen Seite war das Bild der drei Allierten so gemalt, daß „unser Franz“ in der Mitte den Ehrenplatz einnahm und den Kaiser Alexander und den König Friedrich Wilhelm um eine Kopflänge überragte. Drüben aber, im preußischen Wirtshause, hing dasselbe Bild, jedoch mit einem riesigen Wilhelm in der Mitte, neben welchem Kaiser Franz vollständig verschwand. Rudlich berichtet auch von den Ragbalgereien zwischen den Kindern an der Grenze. Sonntag nachmittags wurden nach echter Jungenart militärische Vorstöße an das Ufer des Grenzflusses Oppa unternommen, um alles, was drüben auf dem Gebiete von Preußen sich regte, mit Steinen zu begrüßen. Des Königs tapfere Jugend blieb die Antwort nicht schuldig. Rudlich fällt

auf, daß damals, obwohl ein scharfer nationaler Gegensatz zu dem Slaventum bereits fühlbar war, die Jugend nicht die mindeste Ahnung von einem Deutschland besaß. „Unsere ganze Ideenrichtung wurde ordnungsmäßig auf den Kaiser hingelenkt.“

1872 fand dann Rudlich die Verhältnisse seiner Heimat von Grund auf verändert. Die Branitzer und ihre Nachbarn sprachen nur noch deutsch, ja „sie sprechen ein besseres Deutsch als meine eigenen Landsleute. Ihre Wohlhabenheit hat zugenommen. Das Dorf sieht fast wie ein Städtchen aus, wenigstens sind seine Vizinalwege in einem besseren Zustande als die der Lobensteiner und der Nachbarn da drüben... Auch die alte Feindschaft ist geschwunden, namentlich, als im Jahre 1866 preussische Landwehregimenten herüberkamen und statt, wie es angekündigt war, zu sengen, zu brennen, zu stehlen und zu morden, die jungen tauglichen Männer in ihre Reihen zu zwingen — sich überall sehr anständig betrugten, ihre Verpflegung regelmäßig bezahlten, dem Bauer sogar bei seiner Arbeit halfen, so daß die österreichischen Bauern erklärten, solche Einquartierung möchten sie wohl das ganze Jahr hindurch haben! Seitdem wird wohl manchmal die Bemerkung gemacht, daß jene Feinde sich viel anständiger benahmten, als die meisten der polnischen und ungarischen Soldaten, die man durch die Reihe von Jahren im Quartier halten und kennen lernen mußte. Da fühlte der deutsche Bauer es heraus, daß ihm der gefürchtete Preuße denn doch in bezug auf Nationalität und Bildung näherstand als der — Kroat!“

„Aber ein Vorzug ist dem Kaiserlichen Schlesien geblieben. Die Schönheit und sanfte Lieblichkeit des Landes ist heute noch Gegenstand der Bewunderung und des Neides des von Norden kommenden Wanderers. Von den Ebenen der Ober steigt es allmählich, Hügel reiht sich an Hügel, reiche schattige Wälder verbinden die einzelnen Ruppen, und hoch über allen schließt die wechselnde Landschaft ab mit dem massiven, breiten Rücken des Altvaters.“

Wenn Hans Rudlich heute aufstehen würde? — Was er erträumte und wonach er sich aus seinem schlesischen Blute her sehnte, ist heute schönste Erfüllung geworden. Nach der tschechischen Bedrückung, die sich nicht scheute, das herrliche ehemalige „Österreich-Schlesien“ zu zerreißen und verwaltungsmäßig so einzuteilen, daß nach Möglichkeit auch dadurch einer Tschechisierung die Wege geebnet würden, ist heute das Oppa- und Altvaterland ein Teil des Großdeutschen Reiches. Verwaltungsmäßig gehört es als Regierungsbezirk Troppau zum Odenengau. Aber Verwaltungsgrenzen trennen heute im neuen Deutschland nicht mehr verwandtes deutsches Volkstum voneinander. War schon immer das Altvatergebirge für uns im preussischen Schlesien ein beliebtes Wanderziel und haben wir auch in der tschecho-slowakischen Zeit gerade diese Brudergrenze in unseren Herzen niemals anerkannt, vielmehr — ich erinnere nur an die Heimatkundliche Arbeit — immer gern und eifrig Fäden hinüber- und herübergewnüpft, so ist jetzt der Weg frei, auch das Troppauer Gebiet an unserer schlesischen Volkstumsarbeit noch mehr zu beteiligen. Dies geschieht im gegenseitigen Geben und Nehmen. Die Kammern der Altvaterberge sind ja ein besonders ursprüngliches und fruchtbares Quellgebiet deutschen Volkstums durch alle Stürme der Jahrhunderte geblieben, und ihr Reichthum kam schon immer gerade uns in der Provinz Oberschlesien zugute. So soll es bleiben!

H E I M A T

VON GEORG HAUPTSTOCK

ALS WIR NOCH IM GLIED MARSCHIERTEN  
ZOG SIE MIT ALS BLAUES LIED;  
ALLE KAMERADEN SPURTEN  
DASS SIE IMMER MIT UNS ZIEHT.

WIEDER SIND WIR HEIMGEKOMMEN!  
JETZT IST UNS DIE FERNE NAH,  
DENN DAS LIED HAT MITGENOMMEN  
WAS DAS HEIMATAUGE SAH.

Von Alfred Steinert

Am 25. Februar 1941 gedenken wir Oppelner der 150. Wiederkehr des Geburtstages des in Oppeln geborenen Malers Carl Joseph Jackisch, der bis zu seinem Tode im Jahre 1862 seiner Vaterstadt treu geblieben ist und der zu den wertvollen deutschen Künstlern der Biedermeierzeit gehört.

Am 30. Januar 1786 führte der 31 Jahre alte, aus Namslau gebürtige Maurermeister Carl Joseph Jackisch die 18jährige Tochter Marianna Josepha des Oppelner Zimmermeisters Anton Rost als Gattin heim. Diesem Bunde entsprossen in 21jähriger Ehe zehn Kinder. Das junge Paar begründete sein Heim im Ringhaus 48 des Schwiegervaters, heut Ring 29. Fünf Jahre später erwarb Jackisch käuflich das benachbarte Haus 49, jetzt Nr. 30, an der Südseite des Ringes. Hier wurde ihm am 25. Februar 1791 der dritte Sprößling, Carl Joseph, geboren, den Handwerksangehörige als Paten zwei Tage später aus der Taufe hoben. Den jungen Erdenbürger hatte das Schicksal ausersehen, im Kunstleben und in der Kunstgeschichte seiner Vaterstadt Oppeln als Bildnismaler eine nicht unbedeutende Aufgabe zu erfüllen, neben dem gleichaltrigen Maler Carl Herrmann, der ebenfalls Oppeln seine Vaterstadt nannte. Beiden, die wir mit Stolz als die Unstrigen rühmen dürfen, war freilich das tragische Geschick beschieden, daß sie bei ihren guten Leistungen über die Grenzen der schlesischen Heimat hinaus kaum bekanntgeworden sind, daß erst eine viel spätere Zeit berufen war, die unverdientermaßen auch in der engeren Heimat noch Unbekannten gebührend zu würdigen.

Carl Joseph Jackisch, in der kunstgeschichtlichen Literatur kurzweg nur mit dem Vornamen Joseph genannt, besuchte, wie sein älterer Bruder August und die drei jüngeren Brüder Sebastian, Carl Anton und Franz, zunächst die katholische Volksschule und nachher das Oppelner Gymnasium, das er im Schuljahr 1805/6 verließ, um den Beruf seines Vaters, das Maurerhandwerk, zu erlernen, dem er sich etwa bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre widmete. In dieser Zeit erlebte er eine Reihe Schicksalsschläge. Am 19. Mai 1807 starb die Mutter; von seinen neun Geschwistern sah er zwei Brüder und zwei Schwestern ins Grab sinken. Bereits etwa Juli 1807 heiratete der Vater, um seiner fünf Kinder willen, in zweiter Ehe die Marianna Rogowsky, die ihm drei

Kinder schenkte, die aber im zarten Kindesalter starben. Die Stiefmutter starb bereits im September 1809, und schließlich bettete er mit seinen fünf Geschwistern aus erster Ehe am 9. Oktober 1811 den 59jährigen Vater zur letzten Ruhe.

Ob Joseph Jackisch schon in seiner Lehrlingszeit als Bauhandwerker seine besondere Begabung für Zeichnen und Malen erkannt hat, ob er durch einen Künstler oder Lehrmeister auf seinen künftigen Beruf als Kunstmaler hingewiesen worden ist, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls hat er nach dem Tode des Vaters und der damit verbundenen Auflösung des elterlichen Haushalts sich der bildenden Kunst der Malerei zugewandt, während seine Brüder in Handwerkerberufen ihr Fortkommen suchten. Aus dem väterlichen Erbe kamen ihm 2000 Taler zugute, die er, wahrscheinlich schon in der Zeit der Freiheitskriege, für seine künstlerische Ausbildung in Wien und Warschau anwandte und die ihm auch eine Studienzeit in dem ersehnten Italien ermöglichten. In Wien wurde er um 1816 Schüler von Friedrich Heinrich Füger, der damals Direktor der Akademie der bildenden Künste und später Direktor der kaiserlichen Gemäldegalerie war. Der damals etwa 25jährige Jackisch wandte sich vorwiegend der Kunst und Pflege des Porträts zu und wurde darin von seinem Meister nachhaltig beeinflusst, vor allem im künstlerischen Aufbau, der Malweise und der Farbgebung des Gemäldes. Seine Vorliebe für warme braune Töne verrät überall das Vorbild des Wiener Meisters. Einige seiner religiösen Bilder atmen daneben den Geist der Nazarenerschule, der in den Werken seines Landsmannes Carl Herrmann so augenfällig zum Ausdruck kommt. Jackisch malte nur Figurenbilder und Bildnisse, die fast durchweg zarte matte Farbtöne zeigen und nur selten farblich lebhafter werden. Skizzen und Bilder seiner Vaterstadt, wie wir sie bei Carl Herrmann finden, hat er anscheinend nicht geschaffen, auch nicht Landschaftsbilder oder allegorische Darstellungen.

Nachdem er in Wien, Warschau und in Italien, vermutlich in Rom, eine gründliche, gebiegene Ausbildung genossen, kehrte Jackisch etwa 1822 nach Dppeln zurück und schloß sich hier bis 1826 enger an den Nazarener Carl Herrmann an, der ihn als seinen Schüler bezeichnet. Doch ist dieser Ausdruck bei dem gleichen Alter, beide waren 1791 geboren, und den fast gleichwertigen Leistungen beider, nicht wörtlich zu nehmen; denn damals hatte Jackisch seine künstlerische Ausbildung bereits vollendet. Beide Künstler verband wahrscheinlich vielmehr eine künstlerisch-ideale Freundschaft, in der wohl einer dem anderen das Beste gab. Während Herrmann 1826 seinen Künstler- und Lebensweg nach Breslau nahm, blieb Jackisch seiner Vaterstadt Dppeln treu und diente hier, abgeschlossen und in ungestörter Ruhe, seiner Kunst. Sein Verkehr in der Stadt beschränkte sich auf seine zahlreiche Verwandtschaft und höchstens noch auf auswärtige Kunstgenossen, die vorübergehend in Dppeln weilten. Sein künstlerisches Wirken beschäftigte ihn nicht nur in der Stadt, sondern führte ihn auch in den Kreis Dppeln und in den gleichnamigen Regierungsbezirk, auch nach Breslau. Er blieb unvermählt, und in seinem Verhalten ward ihm eine kurz angebundene Art, ein wortkarges, ungeschminktes Wesen je länger je mehr eigen, so daß er wohl in den Ruf eines Sonderlings kam. Seine vier Brüder waren in den Handwerksberufen der Maurer, Färber, Sattler

und Kupferschmiede als Meister tätig und hatten in den Jahren 1812 bis 1829 alle das Dppelner Bürgerrecht erworben. Nicht so unser Kunstmaler Joseph, der anscheinend auf diese Erwerbung keinen Wert legte und in den Bürgerrechtsbüchern auch nicht zu ermitteln ist. Er wird in den Servisbüchern der Stadt in der Abteilung der Privatpersonen und als nichtbürgerlicher Einwohner geführt. Der jüngste Bruder Franz, der Kupferschmied, ist seit dem Jahre 1829 als Besitzer des väterlichen Ringhauses nachweisbar. Ob der Künstler in diesem Hause gewohnt, gewirkt und seinen Lebensabend beschlossen hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

In den vierzig Jahren von 1822 bis 1862, da Jäckisch in der Heimat wirkte, erlebte Dppeln eine bescheidene, aber beachtliche Blüte künstlerischen Schaffens und wissenschaftlichen Lebens, an der unser Künstler in seinem Fach entsprechenden Anteil nahm. Besonderen Ansporn gab damals der Regierungspräsident von Hippel, der in der Zeit seiner Dppelner Amtstätigkeit 1823 – 1836 die Künstler und Wissenschaftler um sich scharte. Ihn hat Jäckisch auch in einem Gemälde verewigt, das, als Steindruck von Wilhelm Gauter in Breslau vervielfältigt, Verbreitung fand. 1832 malte er die Kirche in Schalkendorf aus, 1836 stellte er in Dppeln im Rathaus auf Wunsch von Kunstfreunden öffentlich ein Altarbild aus, das die hl. Katharina zum Gegenstand hatte, und 1837 schuf er die Stationsbilder für die Kirche in Sohrau OS. 1844 erhielt er in Unbetracht seiner Regsamkeit für kirchliche Kunst Altarfragmente und Bilder aus der ehemaligen Dppelner Minoritenkirche, die 1811 der evangelischen Gemeinde zugewiesen worden war, zur Verteilung an andere Kirchen zugewiesen. Vermutlich hat er sich demnach auch als Restaurator von Gemälden betätigt, und es ist bekannt, daß er das alte Altarbild in der Sakristei der evangelischen Kirche in Dppeln, einen Kreuzifixus, im Jahre 1828 in Breslau erneuert hat. Die aus dem erreichbaren Schrifttum nachweisbaren Schöpfungen des Meisters sind im Zusammenhang im vorletzten Abschnitt dieses Aufsatzes behandelt.

In dem oben genannten Zeitabschnitt besuchten auswärtige Porträtmaler wiederholt Dppeln, um hier bei kürzerem oder längerem Aufenthalt Aufträge auszuführen. Mit dem einen oder anderen wird Jäckisch beruflich Fühlung gehabt haben. So übernahm er für den Miniaturmaler Koschütz aus Breslau im Jahre 1841 Aufträge in dessen Abwesenheit. Damals fanden sich auch die ersten Lichtbildner in Dppeln ein, die durch ihre Daguerreotypien, Photographien auf Metall und Wachstuch, den Keim zum Wettbewerb gegen die Porträtmalerei, besonders gegen die Miniaturmalerei, schufen. Unseren Meister scheint das aber nicht berührt zu haben. Aus Familienaufzeichnungen geht hervor, daß er sich durch seine künstlerischen Arbeiten ein Vermögen von 7000 Salern erspart hatte, die er auf Legate an seine Patenkinder und auf wohlthätige Stiftungen an seinem Lebensabend verwandte.

Joseph Jäckisch starb am 14. März 1862 an Entkräftung im 72. Lebensjahr in Dppeln und wurde am 18. März auf dem hiesigen Kommunalfriedhof an der Breslauer Straße an der Ostwand beerdigt, wo die Familie ein Erbbegräbnis besaß. Die große Anteilnahme der Bevölkerung, in der er trotz seiner Zurückhaltung wohlbekannt war, spricht



aus der Dankfagung im Stadtblatt, die seine Geschwister den Doppeltern aussprachen. Das schlichte, noch erhaltene Grabmal wurde nach seinem Entwurf geschaffen und besteht aus weißem Marmor in gotischen Formen. Die Schaufseite trägt die Inschrift: Hier ruht der Kunstmaler / Joseph Jäckisch / geb. d. 25. II. 1791 / gest. den 14. III. 1862, während die Rückseite den Text aufweist: Er sei empfohlen / dem Andenken / und Gebeth. Da Jäckisch über seine Schöpfungen anscheinend nur knappe Aufzeichnungen geführt, seine Werke auch meistens weder mit Namenszug noch mit Zeitangabe versehen hat, wird es leider unmöglich sein, Anzahl, Charakter und Entstehungszeit derselben restlos zu ermitteln. Ihre Zahl dürfte immerhin beachtlich gewesen sein, da er bis zu seinem Lebensabend 7000 Taler erarbeitet hatte. Aus dem uns zugänglichen Schrifttum ließen sich 32 Figurenbilder und Bildnisse feststellen, die im folgenden mit Angabe des Standortes und der Darstellung verzeichnet sind, wobei von einer Beurteilung Abstand genommen wurde. Dreizehn dieser Bilder tragen weltlichen, neunzehn religiös-kirchlichen Charakter. Der weitaus größte Teil ist im Familienbesitz in Berlin, Breslau und Duppeln, nämlich vierundzwanzig, eines in Privatbesitz ebenfalls hier, während je zwei in Kirchen und im Adalberthospital zu Duppeln sich befinden und bei drei Werken der Standort unbekannt ist.

#### A. Familienbesitz Lazar, Berlin:

1. Lebensgroßes Bild einer Schwägerin des Künstlers, der Frau Maurermeister Marie Jäckisch, geb. Schwarz, mit ihrem ältesten Sohn Eduard.
2. Lebensgroße Büßende Magdalena, Copie nach dem von F. H. Föger im Jahre 1816 geschaffenen Original, aus der Wiener Studienzeit.
3. Lebensgroßer Johannes in der Wüste, Copie nach dem von F. H. Föger 1811 geschaffenen Original, aus der Wiener Studienzeit.

#### B. Familienbesitz Jäckisch, Breslau:

1. Bildnis der Mutter des Malers, Marie Jäckisch, laut Aufzeichnung „so zart, so fein und sprechend ausgeführt“.
2. Lebensgroßes Bild der Schwester des Künstlers, Frau Marianne Walligek in Walzen, geboren 17. Januar 1801, wurde auf einer Breslauer Kunst- und Gewerbeausstellung in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts überaus günstig beurteilt.
3. Kinderkopf eines verstorbenen Neffen des Meisters, Theodor Jäckisch, nach Totenmaske.
4. Susanna im Bade.
5. Lebensgroßes Bild einer unbekanntten Frau im Brautschleier.
6. Schlafendes Mädchen.
7. u. 8. Weibliche Studienköpfe für die Darstellung des Hochmuts und der Demut.
9. Crucifixus.
10. Abel von Kain erschlagen, in gelben und braunen Tönen gemalt.
11. Darstellung des Heilands.
12. Der Tod Josefs.
13. Bildnis Marians.

#### C. Familienbesitz Jäckisch, Duppeln:

1. Lebensgroßes Bildnis der etwa zehnjährigen Marie Walligek, Nichte des Künstlers, Tochter seiner Schwester Marianne.
2. Selbstbildnis des Meisters, laut Aufzeichnung „ein Charakterkopf“.
3. Kopfbild einer Römerin, wohl italiensche Studienzeit.

4. Madonna mit Kind.
5. Der tote Abel, von seinen Eltern betrauert, Aquarell.
6. Geburt Christi, Tempera.
7. Szene aus der Kreuzlegende, Tempera.
8. Crucifixus.

#### D. Privatbesitz Kelchheuser, Oppeln:

Ölbild des Johannes Nepomuk, aus dem Nachlaß Lazar, Oppeln, bisher nicht bekannt.

#### E. In Kirchen:

1. Sitzende Madonna mit Kind, Kirche Walzen bei Oberglogau.
2. Anna mit Maria, Hochaltarbild, St. Anna-Schrothholzkirche bei Klosterbrück.

#### F. Adalberthospital Oppeln:

1. Madonna mit Kind, nach Art der Sixtinischen Madonna, wird bei den Fronleichnamfesten als Altarbild auf der Südseite des Ringes vor dem Hause Ring 29 verwendet, in das Joseph Jackisch's Vater bei seiner Heirat 1786 einzog.
2. Maria mit dem Kinde, Kopie nach Anton Rafael Mengs, wohl italienische Studienzeit.

#### G. Unbekannter Standort:

1. Bildnis des Oppelner Regierungspräsidenten Th. von Hippel.
2. Heilige Catharina vor der Hinrichtung, 1830 im Oppelner Rathaus ausgestellt, bisher anscheinend nicht bekannt.
3. Almosen spendende hl. Hedwig, Gruppenbild, Altarbild in der Hedwigskapelle der Pfarrkirche zum hl. Kreuz in Oppeln, jetzt verschollen. Zu dem dargestellten Knäblein stand ein Neffe des Künstlers, Joseph Jackisch, Modell.

Die aufgezählten Bildnisse sind, soweit nicht anders bezeichnet, in Öl auf Leinwand gemalt. Auf der Ausstellung „Arbeit und Kultur in Oberschlesien“ Breslau 1919 waren die unter B 3, B 4, C 1, C 4 angeführten Gemälde Jackisch's zur Schau gebracht. Das Künstlerlexikon von Tieme-Becker, Bd. 18, 1925, S. 219 ff., konnte für die vorliegende Arbeit leider nicht benutzt werden, ebenso nicht das älteste Schülerverzeichnis des Oppelner Burggymnasiums von 1776—1828.

#### Benütztes Schrifttum und Archivgut:

Oppelner Stadt- und Kreisblätter 1836—1862.

Rübezahl, Schlef. Provinzialblätter, 78. Jahrgang—Neue Folge, 13. Jahrgang, Liegnitz 1874, S. 200.

Führer durch die Ausstellung „Arbeit und Kultur in Oberschlesien“, Breslau 1919, S. 42, 64.

Paul Jackisch, Der Bildnismaler Joseph Jackisch, in: Oberschlesien, 18. Jahrgang, Rattowitz 1919/20, Heft 8 vom November 1919, S. 233—237.

Erwin Hünze, Oberschlesische Maler aus der Biedermeierzeit, in: Oberschlesien, Ein Land deutscher Kultur, Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz 1921, S. 51/52.

Emanuel Lalar, Das Hedwigsbild Jackisch's, in: Oppelner Nachrichten, 1921, Oktober.

Emanuel Lalar, Das Fronleichnamsaltarbild Jackisch's in: Oppelner Nachrichten 1922 vom 14. Juni.

Georg Sucker, Die Ruhesstätte eines Oppelner Kunstmalers, in: Oppelner Heimatblatt, 8. Jahrgang, 1932/33, Nr. 9.

Walter Krause, Joseph Jackisch, ein Oppelner Maler, in: Oppelner Heimatkalender, 8. Jahrgang, 1933, S. 66/67.

Walter Krause, Grundriß eines Lexikons bildender Künstler und Kunsthandwerker in Oberschlesien, Band 1, Oppeln 1933, S. 188/189.

Der Oberschlesier, 20. Jahrgang, 1938, Heft 3, S. 133/134. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Stadtkreises Oppeln, Breslau 1939, S. 49, 82, 83, 107, 178.

Archivalien des Stadtarchivs Oppeln: Seelenregister, Bürgerbücher, Stadtrechnungsbücher, Scrvisbücher.



Kammerherr Alexander von Witowski  
Erbherr auf Mokrau OS.,  
Sohn des Andreas Witowski



Otilie von Witowski, geb. von Hoch-  
berg, Frau des Alexander Witowski

Die Kirche in Mokrau

5 Aufnahmen:

Stadtarchiv Gleiwitz



Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Adels in Oberschlesien

Von Oswald Völkcl, Gleiwitz

Geschrieben in den Nächten zum 2. und 3. September 1939.

Der 1. September 1939. Seit Tagen beherrscht die feldgraue Farbe das Gleiwitzer Stadtbild. Seit Tagen rasen schwarzgraue Fahrzeuge aller Art, darunter Ungetüme, wie sie hier noch nie gesehen wurden, durch die Straßen. Seit Tagen marschieren endlose Kolonnen, immer hin und her. In dies scheinbare Durcheinander ist heute nacht plötzlich Ordnung gekommen. Alles bewegt sich nur noch in einer Richtung. Die Namen der Ausmarschstraßen, Pleßer Straße und Rybniker Straße, verraten das Ziel. Schwere Bomber ziehen donnernd nach Süden, daneben surren Aufklärungsflugzeuge und Jäger. Der Führer hat den Befehl zum Vormarsch gegeben. Damit ist jedem eine Zentnerlast vom Herzen gefallen, das merkt man allen Gesichtern an, denen man begegnet. Die lähmende Angst und die hange Sorge um die Brüder da drüben sind mit einem Schlage gewichen. Dafür schwirren Gerüchte herum wie Bienen in der Heide. Sie sind harmloser Natur, verraten nur das Dabeiseinwollen der Träger. Man raunt sich Nummern von Regimentern zu, die angeblich das Glück haben, ganz vorn zu sein. Man munkelt von Orten, die bereits in unserer Hand sein sollen. Die tuschelnde Neugier ist verständlich, denn Gleiwitz ist Grenzstadt, der Ring liegt nur  $3\frac{1}{2}$  Kilometer von der bisherigen Grenze entfernt.

Da wieder etwas Neues. Ein schlesisches Regiment soll in hartem Kampfe um das bunkergeschützte Mokrau liegen. Diese Nachricht packt auch mich. Polnische Bunker im alten deutschen Mokrau, dem lieben Dorfe, das mir so ans Herz gewachsen ist. Der ganze grüne Kreis Pleß hält mich in seinem Bann, jedes seiner Dörfer ist mir vertraut, habe ich mich doch lange genug in seinen Grenzen herumgetrieben. Aber mit Mokrau hat es eine besondere Bewandnis. Das ist der Ort, wo ich vor 36 Jahren zum ersten Male oberschlesischen Boden betrat. Von dieser Stunde habe ich schon oft geträumt. Sie steht jetzt wieder vor meiner Seele, als ob es gestern gewesen sei.

Es war am 30. April 1903, als ich auf dem kleinen Haltepunkte Mokrau dem Zuge entstieg. Ich kam aus dem jetzt auch wieder erlösten Negebruch, zwölf Tage nach dem großen Schneefall von 1903. Die verheerenden Wirkungen dieses Naturereignisses waren auf Schritt und Tritt zu merken. Besonders die stattlichen Eschen hatten ent-

jeglich gelitten. Dennoch spürte man in den arg verstümmelten Kronen deutlich das Weben des Frühlings. Tiefster Friede überall; die Natur aber schien in Unordnung geraten. Besonders im Park blühte alles wild durcheinander: der Winterling, der Schneeglantz und der Lerchensporn, Christrosen, Schneeglöckchen, Leberblümchen, Aurikeln, Märzbecher und Narzissen, daneben sproßte der Waldmeister, violette Küchenschellen und gelbe Himmelschlüssel belebten die Au. Vor der „Brunste“, dem uralten Torgebäude im Park, leuchtete das Gold der Forsythie auf, an der Ostwand der Pestkapelle wetteiferte eine Kornelkirsche mit ihr. Umseln und Drosseln eilten geschäftig hin und her, auch die Stare waren schon da. Zum ersten Male sog ich den ober-schleßischen Frühling ein.

Ich stand vor dem Schlosse, ging in die Kirche, las die verwitterten Inschriften auf den Totenmalen. Und dies alles nach einer in der vierten Klasse eines überfüllten Personenzuges durchwachten Nacht. Dann schlug ich einen Bogen um das so schön gelagerte Dorf, unsterblich irrte mein Auge über die Flur. Das Thal und die säumenden Höhen schliefen. Seit vielen Jahren schon schlief der Bergbau, der zu Urgroßväterzeiten auch in Mokrau umgegangen war. Seine zahlreichen Spuren nahmen mich aufs neue gefangen. — Als ich endlich wieder im Park vor der romantischen Brunste stand, die mich jetzt anmutete wie ein Märchen aus ferner Ordensritterzeit, da war ich von Oberschlesien eingefangen. Ich dankte dem Schicksal, dieses Land, das mir so ganz anders geschildert worden war, zur neuen Heimat erhalten zu haben. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Es ist auch ein Teil meiner besten Jugend, die ich in Mokrau und im benachbarten Ober Lazisk verlebte. Ich erinnere mich noch an jedes der alten Gesichter, gedenke gern der Mädchen, mit denen ich mich des Sonntags oder bei den vielen Hochzeiten auf dem Tanzboden traf; erinnere mich all der Burschen, die mit mir auf bekränztem Wagen nach Nikolai zur Musterung und zur Aushebung fuhren. Nicht einer war darunter, der nicht darauf brannte, zu den Preußen zu kommen. Möglichst weit hinein ins deutsche Vaterland, am liebsten nach Berlin, wenn nicht gar zur See. Mit bunten Bändern und Blumen geschmückt wanderten wir an diesen Tagen durch die engen Gassen von Nikolai und sangen immer und immer wieder die alten deutschen Soldatenlieder. Wie oft mußte nicht der alte, schon schwerhörige Pfarrer Stehr aus Mokrau seine Erinnerungsmedaille von 1866 zeigen und von seinen Erlebnissen erzählen. Wie oft hat der alte Schmiedemeister Böke von der Bradegrube von seinen als deutsche Reiter in Afrika dienenden Söhnen plaudern müssen. Das waren damals gutmütige Burschen, die Mokrauer, auf die man sich aber verlassen konnte. Die polnischen Heger, die vereinzelt auftraten, fanden in ihren Reihen keinen günstigen Boden. Ich kann nicht glauben, daß dies anders geworden sein soll. Wenn man ihnen auch eine polnische Schale aufgezwängt hat, so ist das Herz doch sicher deutsch geblieben, es wird sich in diesen Tagen dessen erinnern.

Der ereignisreiche 1. September neigt zu Ende. Die Gleiwitzer Männer, von denen die Wehrmacht ihres Alters halber nichts mehr wissen will, denen es also ebenso geht



wie mir, eilen in ihre Stammlokale. Es drängt sie wenigstens in der Heimat zu gemeinsamem Erleben. Wenn nicht gegen Mittag der Name Mokrau gefallen wäre, hätte ich wahrscheinlich das gleiche getan. So gehe ich heim. Ich krame in Schüben und Schränken, suche alles das heraus, was ich damals, zum Teil auch noch später, über Mokrau aufgezeinet habe. Das schreibe ich jetzt nieder. Es soll mein erster Gruß sein an den herrlichen Plesser Kreis, dessen Erlösungstunde soeben schlägt.

Die Geschichte von Mokrau ist zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Adels in Oberschlesien, nicht des oberschlesischen Adels. Diese Zweiteilung ist sehr am Plage. Zur Zeit Friedrichs des Großen kamen polnische Edelleute nach Oberschlesien, weil sie sich unter Preußens Nar sicherer fühlten als unter den Schwingen des weißen Adlers. Die traurigen Zustände in ihrem sich mit Riesenschritten der Auflösung nähernden Vaterlande vertrieben sie. Sie lohten die oberschlesische Gastsfreundschaft oft schlecht, denn sie brachten die Sitten und Gepflogenheiten ihrer alten Heimat mit. Sie waren die ersten polnischen Schrittmacher, weil sie auf diese Weise mehr den Hecht im Karpfenteich spielen und ihrer Geldbörse besser dienen konnten. Ein nach polnischer Schlachtschützenart dressierter Gutsarbeiter war vorteilhafter, als der eine patriarchalische Behandlung gewöhnte Oberschlesier.

Mokrau gehörte zunächst den Herzögen von Teschen. 1491 wurde es von Herzog Kasimir II., der auch Oberlandeshauptmann von Schlesien war, einem Herrn von Mleszko geschenkt. Als spätere Besitzer werden genannt: 1536 Peter Drzeski und 1586 George Drzeski, beiden gehörte auch Drzesche. 1593 lernen wir Lorenz von Trach und Neubrich als Besitzer von Mokrau kennen. Ende des 17. Jahrhunderts befand sich das Gut in Händen des Andreas Kreczynk. Die Kreczynk waren böhmischer Ritterstand mit dem Prädikate von Stanowitz und Mokrau. Andreas Kreczynk, der durch Heirat in den Besitz von Mokrau kam, war Professor bei den Landrechten der Standesherrschaften Plesz und Beuthen. Nachfolger im Besitz des Dorfes wurde sein Sohn Johann Georg, der mit Eva von Dembinski verheiratet war, die 1718 auch als Besitzerin von Przelaika genannt wird. Der Landrechtsbesitzer der freien Standesherrschaft Beuthen und Besitzer von Chropazow und Zalenz scheint ein Bruder des Johann Georg gewesen zu sein. Wie lange Mokrau in den Händen der Familie Kreczynk blieb, steht noch nicht fest. Im September 1706 ließ Johann Georg noch 600 Gulden vom Pfarrer Kosdalinski in Nikolai, 1711 auch noch 1740 Gulden Nikolaier Kirchengelder.

Erst 1716 wird ein neuer Besitzer genannt, und zwar Kasimir von Zagorski. Ihm folgte sein Sohn Lorenz von Zagorski, vermählt mit Marianna von Swardawa. Lorenz von Zagorski starb 1738, erst 28 Jahre alt. Er hatte zwei Söhne, Franz Lorenz und Joseph Heinrich, von denen letzterer erst nach dem Tode des Vaters zur Welt kam. Vormund der beiden Kinder war zunächst Ludwig von Gruschewitz auf Gollawiez, der Schwiegervater des zweiten Gleiwitzer Landrats Karl Friedrich von Bludowski, dann (seit 1748) Johann Gottlieb von Ziemieski auf Borin und endlich (1756) der Bruder der Mutter, Heinrich von Swardawa auf Orntonowitz Welczeschen Anteils, vermählt mit Maria Theresia Gräfin von Dppersdorf. Inzwischen war

Mokrau versteigert worden (7. September 1739). Rudolf Joseph von Zawadzki und seine Ehefrau Anna Maria von Reiswitz hatten es für 16 800 Gulden erstanden. Dem Rudolf Joseph von Zawadzki gehörte damals auch Mittel Lazisk, seiner Ehefrau ein Teil von Druntowitz, den sie am 10. April 1751 an ihre Schwester Anna Eleonore von Bosek verkaufte. Der Vater der beiden Schwestern, Nikolaus von Reiswitz, starb 1746 in Mokrau. Rudolf Joseph von Zawadzki ließ sich im Oktober 1741 von dem Pfarrer Drobinski aus Berun 800 Gulden. Die Pfarrer traten damals des öfteren als Geldgeber auf. So wurde 1742 der Pfarrer Pollivio aus Skotschau Gläubiger des Franz Gottlieb von Gusnar auf Pallowitz, 1747 Pfarrer Johann Krupski aus Woszezyz Gläubiger des Franz Bernhard von Franthen auf Woszezyz. 1748 erscheint auch der evangelische Prediger Andreas Machal aus Pless als Gläubiger.

Am 28. September 1750 wurde Mokrau von Christoph Gottfried von Cochenhausen für 16 000 Reichstaler und 100 Dukaten Schlüsselgeld erstanden. Von Cochenhausen war eine richtige Landsknechtnatur. Er wurde am 15. September 1710 in Stettin getauft. Sein Vater war der Landrentmeister in Pommern Gottfried von Cochenhausen. Die Mutter hieß Regina Elisabeth Herwig. Im November 1728 bezog Christoph Gottfried die Universität Rostock, wurde dort aber zweimal verwiesen. Endlich mußte er wegen eines Duells, in dem er den Gegner erstach, „in ein östliches Reich“ flüchten. Er scheint zuerst in russische, dann in polnische Dienste als Offizier getreten zu sein. Im österreichischen Erbfolgekrieg 1743 marschiert er mit seinem Regiment nach Böhmen. In Bielitz lernte er ein Fräulein Marianna von Koronzay kennen, nahm seinen Abschied und heiratete sie. 1748 macht Cochenhausen Friedrich dem Großen in Neisse seine Aufwartung. Nach dem Erwerb von Mokrau wurde er zunächst Marschkommissar des Plessers Kreises, dann 1754 Landrat des Kreises Leobschütz. In dieser Zeit starb seine Frau. Bald darauf heiratete er deren jüngere Schwester Anna Katharina von Koronzay. 1756 nahm Cochenhausen seine Entlassung und kehrte nach Mokrau zurück. Hier wurde er am 15. Juli 1757 von einem Manne erschlagen, dessen Mutter er hatte einsperren lassen. Zu den Mitwissern des Mordanschlages gehörte der eigene Kutscher. Unter den Nachlaßgläubigern Cochenhausens erscheint auch der Sieger von Hohenfriedeberg, Graf Gessler.

Das Dorf Mokrau erbten die zweite Frau, Anna Katharina, geborene von Koronzay, und ihre Stieftochter und Nichte Helene Katharina von Cochenhausen. Vormund der letzteren war Johann Georg Wilhelm von Zawadzki, ein Sohn des früheren Besitzers von Mokrau, der inzwischen Mittel Lazisk übernommen hatte. Die Witwe vermählte sich noch einmal, und zwar mit Christian Gottlieb Löscher. In Verbindung mit Mokrau wird auch noch dessen Bruder genannt, Christian Ernst Löscher, vermählt mit Christiane Magdalene von Verbisdorf.

Helene Katharina von Cochenhausen heiratete den Besitzer des Freigutes Soczalkowitz, Erdmann Friedrich von Reiswitz. Der Ehe entsproß ein Sohn Georg Friedrich Rudolf, der als Kornett ins braune Husarenregiment eintrat.

38 Am 13. Oktober 1760 ging Mokrau für 19 150 Reichstaler an Wenzel Franz



von Zborowski über. Er hatte am 20. November 1747 Gollawiez und Zawisc gekauft, die beiden Güter aber am 22. Juli 1760 der Frau Anna Susanna Gräfin Henckel von Donnersmark, geboren von Larisch, für 20 000 Reichstaler überlassen. Wenzel Franz von Zborowski war nur dem Namen nach Besitzer von Mokrau, denn er stand wegen geistiger Minderwertigkeit unter der Vormundschaft seines älteren Bruders Johann Joseph von Zborowski auf Ober Boischow und Rudoltowitz. Dessen Frau war Maria Anna von Schimonski. Des Johann Joseph und der Maria Anna von Zborowski Sohn wurde 1786 der Mann der Karoline Gräfin von Renard, Tochter des Grafen Andreas von Renard.

Wenzel Franz von Zborowski blieb nur drei Jahre Besitzer von Mokrau. Am 28. September 1763 verkaufte er das Dorf für 18 666 Reichstaler Alt- und 2866 Reichstaler Neufurant an den bisherigen polnischen Generalmajor von der Kavallerie und Generaladjutanten des Königs von Polen, Karl von Gorezki, der mit Marianna Hedwig von Hoffmann verheiratet war. Die Frau scheint eine Enkelin des früheren Kanzlers der freien Standesherrschaft Pleß, Gottfried Hoffmann, gewesen zu sein, der am 4. Januar 1714 den böhmischen Ritterstand erhielt. Karl von Gorezki wandte sich an Friedrich den Großen mit der Bitte um eine Gegengabe für sein mitgebrachtes polnisches Geld. Man möge ihm, so führte er aus, gestatten, jährlich wenigstens zwei Anteile Ober-Ungarwein als Tischtrunk frei einführen zu dürfen, denn er bedürfe dieser Medizin dringend zur Erhaltung seiner Gesundheit. Seine Bitte wurde huldvollst erfüllt. — Im Jahre 1763 wird übrigens in Mokrau ein besonderer Kunst- und Schloßgärtner namens Philipp Koch erwähnt.

Am 15. September gelangte Mokrau wieder einmal zur Versteigerung. Meistbietender blieb mit 28 200 Reichstalern der Schwiegersohn des bisherigen Besitzers, der polnische Oberstleutnant von der Kavallerie Joseph von Gordon. Vormund der jüngeren Geschwister der Frau wurde Erdmann Georg Traugott von Skrbenski auf Goldmannsdorf. Nach dem im Mai 1781 erfolgten Tode des Joseph von Gordon kam Mokrau zunächst in den Besitz der Witwe Karoline und der beiden Brüder des Verstorbenen, Adam Jakob und Johann Ludwig von Gordon. Dann wurde die Witwe alleinige Besitzerin. Sie verheiratete sich wieder, und zwar mit dem polnischen Obersten von der Kavallerie Karl von Dembitzki-Dembinski. Eine Schwester von ihr, Helene von Gorezki, vermählte sich mit Johann Ernst von Jaenisch auf Koptziowitz.

Nun kam Mokrau in die Hand des preussischen Generals der Kavallerie, George Ludwig von Dalwig. Kurz vor dem Tode Friedrichs des Großen hatte er noch den hohen Orden des Schwarzen Adlers erhalten und als persönliches Geschenk seines Königs eine reich mit Brillanten besetzte Dose. Von Dalwig war Chef der oberschlessischen 12. Kürassiere. Seine verstorbene erste Frau Antonie war eine Tochter des ersten preussischen Gleiwiger Landrats, des Franz Wolfgang Freiherrn von Stechow, Herrn auf Plawniowitz, Ruda und Biskupiz. Von Dalwig war also auch ein Schwager des ersten (1742) nach Preußen gekommenen Grafen Ballestrem, der die Elisabeth Maria Freiin von Stechow heimgeführt hatte. Die zweite Frau von Dalwigs, Julie, war die

Tochter des ehemaligen Obersten und Regimentskommandeurs der 12. Kürassiere, Valentin Detlef von Sydow, der in der Schlacht bei Kunersdorf gefallen war. Die dritte Frau, die jetzt als Schloßherrin in Mokrau einzog, war Sophie von Kuratowski. Sie stammte aus einer der zwölf zur polnischen Königswahl berechtigten Familien und war auf der Flucht ihrer Eltern aus Polen in Oberschlesien geboren worden. Die Mutter war eine von Wedelski. Der Kauf wurde am 19. Juli 1787 abgeschlossen; von Dalwig zahlte für Mokrau 30 666 Reichstaler und 16 gute Groschen. Schon im ersten Jahre fand man auf dem neuen Besitz Steinkohlen. Von Dalwig legte eine Grube an, die er nach seiner Frau „Sophia-Grube“ nannte. Das Flöz war 2,60 Meter mächtig und lag 13 Meter tief. Die Kohle wurde hauptsächlich zum Kalk- und Ziegelbrennen verwendet.

Am 26. Dezember 1793 ging Mokrau für 50 000 Reichstaler in den Besitz des Rittmeisters Philipp Balthasar von Thun über. Dessen Frau Luise Julie Antoniette war eine Tochter des Generals von Dalwig.

Nach reichlich fünf Jahren erwarben die Brüder Leopold und Karl von Hochberg, Erbherrn von Schomberg, Orzegow und Bobrek, Mokrau für 69 000 Reichstaler. Leopold von Hochberg hatte als Besitzer von Mokrau auch drei Frauen, zunächst Katharina von Paczenski und Lenczin, dann Elise, verwitwete von Stockmanns, geborene Gräfin Nahhaus, und endlich Friederike, verwitwete von Paczenski und Lenczin, geborene von Stockmanns. Der jüngere Bruder Karl heiratete erst im Alter von 52 Jahren die Tochter des Forstbereiters Honorius Depoiz, verwitwete Amtmann Pflug. Leopold von Hochberg starb am 4. Dezember 1829 auf der Freischoltisei in Zabrze, Karl von Hochberg am 16. November 1836 in Mokrau.

Jetzt waren die Kinder des Leopold von Hochberg Herren von Mokrau, und zwar Vinzent von Hochberg, dessen Schwester Alberte, verheiratet mit Karl von Wallhofen auf Kneja und Zembowitz, und der Stiefbruder Hermann von Hochberg, der spätere Landrat von Habelschwerdt. Schon ein Jahr später erscheint Vinzent von Hochberg als alleiniger Besitzer. Er hatte am 22. Februar 1819 in Gleiwitz seiner Base Barbara von Paczenski und Lenczin die Hand zum Bunde gereicht. Der Ehe entsprang eine einzige Tochter, Ottilie, die sich mit Alexander von Witowski vermählte, dem einzigen Sohne des kühnen Helden von 1806/07, Andreas von Witowski.

Vinzent von Hochberg schenkte sein besonderes Augenmerk dem Mokrauer Bergbau. Erst baute er die Burghardgrube aus, dann die Adalbertgrube. Zwei weitere Mutungen benannte er nach seinem und seiner Frau Namen St. Vinzent und St. Barbara. Vinzent von Hochberg starb am 23. März 1850. Mokrau war jetzt gemeinsamer Besitz seiner Witwe Barbara, geborene von Paczenski und Lenczin, und seiner Tochter Ottilie von Witowski. Einige Jahre später trat Barbara von Hochberg ihre Hälfte auch noch an die Tochter ab. Sie verzog nach Gleiwitz, wo sie am 25. Mai 1861 verstarb. In ihrem Testament bestimmte sie für die Mokrauer Kirche eine Foundation von 880 Reichstaler für Kanzelfürbitten und Messen. Außerdem vermachte sie der Kirche 40 120 Reichstaler zur Instandsetzung des Altars für die Kapelle über der Gruft mit der

Bestimmung, daß an dem Altar das Bild der hl. Barbara angebracht werde. Die Bergleute der Burghardgrube, die anderen Gruben fristeten, erhielten 450 Reichstaler, Steiger Walzel in Mokrau 150 und Bergmeister Heiß in Ratibor 1000 Reichstaler.

Nunmehr war also Dittlie von Witowski, geborene von Hochberg, Schlossherrin von Mokrau. Nach langen Jahren reinsten Glückes in den alten Gemäuern folgte im jähen Wechsel eine Zeit tiefsten Leids. Ein grausames Geschick entriß zunächst den Gemann, dann die drei Söhne im besten Mannesalter. Der einzige Enkel, der letzte Witowski, fiel in der Wiege der türkischen Diphtheritis zum Opfer. Die Alleingebliedene lebte still ihr einfaches Leben weiter, ruhevoll dem Tod entgegenpilgernd, der sie wieder mit ihren Lieben vereinen sollte. Ihr warmes Herz blieb unverbittert und gütevoll trotz aller Schicksalschläge. Erst 1902 verkaufte sie Mokrau für 600 000 Mark an die Bergwerksgesellschaft Georg von Biesche's Erben. Sie durfte in dem von ihr bisher bewohnten Schloß verbleiben und den Park und den halben Gemüsegarten weiter benutzen.

Nun ruht auch die letzte Schlossherrin von Mokrau schon längst in kühler Heimaterde. Dittlie von Witowski, geborene von Hochberg, starb in Mokrau nach kurzem Kranklager am 10. Mai 1911, abends 6 Uhr, fast 88 Jahre alt. An der östlichen Kirchhofsmauer gegenüber dem Hauptaltar, schaufelte man ihr das Grab.

Es mögen hier noch zwei kleine Skizzen folgen, die mir vor vielen Jahren eine Urenkelin des Generals von Dalwig übergab:

#### Was alte Mauern erzählen.

Anno 1756 — Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Der Feind lag bei Ujest und Pleß.

Der junge Major George Ludwig Dalwig bezog Quartier im alten Mokrauer Schloß. Eine stürmische Vorfrühlingsnacht tobte und prasselte ums feste Haus.

Polnische Flüchtlinge wurden gemeldet, die Aufnahme begehrten. Infolge der unruhigen Kriegszeiten war das ganze Haus bis unters Dach belegt. So erwiderte er kurz: „Sie sind abzuweisen!“ Nach kurzer Zeit die erneute dringende Bitte der Obdachheischenden. Der Diener fügte mitleidig hinzu: „Es sind polnische Edelleute, und die Dame ist krank!“ — „Man weise ihnen eine Kammer an“, bestimmte der Major.

Am nächsten Morgen wiederum Meldung eines ungebetenen Gastes: „Die Edelfrau hat ein Töchterchen geboren!“ — „Ich werde Pate sein!“ die Antwort.

Dies Kind wurde der Trost und die Freude seiner reifen Jahre, das Licht seines Alters. So kommt das Glück über Nacht.

Zeitlose vom Bruch.

#### Werbung eines friderizianischen Generals.

Einen Feind gibt es, gegen den der unerschrockenste Kriegsmann nichts ausrichten kann! Schon wieder hatte der grausame Tod ein geliebtes Weib von seiner Seite gerissen. Alles Behagen war aus seinem pflichtenreichen und unruhigen Soldatenleben genommen — seine Kinder waren ohne Mutter. Grübelnd saß der 54jährige General an seinem Schreibsekretär. Die Tür ging auf — Sophie Helene Kurnatowski stand in blühender Schöne vor dem gramerfüllten Paten, nach alter Gewohnheit den Pachtzins selbst überbringend. Hatte der junge Major doch dazumalen, als ihm der Lenzsturm Anno 1756 zugleich mit den Hagelschauern die flüchtigen polnischen Edelleute ins

Quartier fegte, und Sophiens blaue Augen das recht düstere Licht der Welt erblickten, nicht nur Patenpflichten bei dem hilflosen Flüchtlingskind übernommen, sondern in großzügiger Art den Heimatlosen eines seiner Güter in Pacht gegeben.

Seit Sophie denken konnte, trug sie den Zins zum Paten, und so stand sie auch heute scheu und lieblich vor dem vielvermögenden großen General.

Der fuhr aus seiner trüben Versunkenheit auf — schaute sie an, die seine Schwermut erhellte wie Offenbarung neuen Lebens: „Ich werde dich heiraten!“

Kirrend fielen die Silbertaler zur Erde — denn erschrocken hatte Sophie das Schürzchen losgelassen, in dem die blanken Bilder des großen Preußenkönigs so sicher geruht hatten, wie in ihrem jungen Herzen das Bild des Leutnants von Sydow.

Verwirrt und erglühend stand sie da — ihre bebenden Hände waren unfähig, die Entflohenen wieder einzufangen: „Das Geld kannst du zu deiner Aussteuer mitnehmen!“ beendete der rasch entschlossene praktische Soldat seine dritte Werbung und seinen fruchtlosen Gram.

Zeitlose vom Bruch.

## W I N T E R N A C H T I M G E B I R G E

VON WILHELM BRONZEL

Einsame Wege, verweht und verschnieit,  
Finstere Wälder, im Schweigen verumumt,  
Gähnende Schluchten, so tief wie das Leid,  
Manchmal ein Echo, das schwingt und verstummt.

Düstere Felsen wie Panzer aus Stahl,  
Wetterzerrissen, doch trotzig und kühn, —  
Unten, weit unten im schlummernden Tal  
Geistern die träumenden Nebel dahin.

Aber darüber ein samtblauer Dom,  
Mächtig gewölbt von titanischer Macht, —  
Schimmernd im Raume der Schneeflocken Strom  
Und über allem der Friede der Nacht.

## WILD PFADE

Erzählt von Georg Hauptstock, Klein Zeidel

Der Winter hat die Wege eingezogen. Seit einigen Wochen sind sie verschwunden. Noch erinnere ich mich: im Frost zogen sie mit grämlichen, von den fruchtschweren Bauernwagen zerfurchten Antlitz über die kleinen Sandhügel in die Felder, verzweigten sich zwischen den Ackerbreiten und hörten irgendwo auf. Jetzt kühlt Schnee ihr zertretenes und gefurchtes Gesicht. Menschenhand baute sie, und jedes Ding aus Menschenhand bedarf der Pflege, der Schonung und der Auffrischung, soll es seinen Zweck erfüllen.

Wenn ich mit meinen Brettern über die weiße Schneedecke in den Wald gleite, suche ich diese Sommerwege nicht auf. Es ist ein nichts-nutziges Geschäft, wie ein Nutengänger umherzutappen und zu raten, wo der Weg unter der Schneedecke ziehen mag.

Ich gleite auf den Wegen von alter Herkunft, die schon vor des Menschen Fuß über die Felder zogen, die auch im Winter richtungweisend sind und auch ein gestrenger Herr nicht einziehen kann, weil sie täglich neu getreten werden — ich gleite auf den Wildpfaden dahin.

Sie sind rechte Erzähler, Deuter und Weiser, und geben Aufgaben, die oft nicht leicht sind. Wo der scharfe Ostwind keine Macht hat, weiß ich von ihnen, und wo der Boden später klopft als anderswo, haben sie mir verraten; ich weiß, wo die Wintersonne den Wald einsieht und wo das Wasser lange offen bleibt.

Wenn ich Wild sehen will, setze ich mich in ihre Nähe. Da liegt das weiße Tuch schön glatt und blitzblank vor mir, aber wo die Spuren und Fährten sind, bekommt es einen blauen bis violetten Ton, und in der Ferne verklingt es in der scheidenden Sonne in einem wehmütigen Lied.

Sobald die Sterne darüber kreisen, blitzt und glänzt die Schneedecke, und dann ziehen dunkle Schatten auf den Pfaden entlang; glatt wie ein schwarzer Strich der Fuchs, lustig hoppelnd oder nervös gejagt der Hase, ständig sichernd, und in steter Bereitschaft umzukehren, das graziose Reh.

Ich lasse sie alle an mir vorbeiziehen. Dann schulle ich die Bretter wieder an und gleite als Letzter den Pfad heim.

Dunkle Schatten fliegen über die Schneedecke, das Wild hat mich entdeckt. Es flieht rechts und links vom Pfade, aber immer wieder kommt es irgendwo auf ihn zurück, er wird tiefer und ausgetretener, er ist ihr Heimatweg seit uralter Zeit.

## DIE BEINAH-HOCHZEIT

Ein unbekanntes Kapitel aus Franz Grillparzers Liebesleben  
Von Alfred Hein

Grillparzer hatte am Waldsaum Weilchen gefunden, junge, schöne, dunkelbustende; ein Gang von Liebe und Treu fiel ihm ein, den das Volk von Wien den violetten Frühlingsboten schenkte — er dachte an Kathi Fröhlich, seine „ewige Braut“, wie die Leute sagen. Innig wie nie umspielten die zärtlichsten Gedanken die trotz all ihrer weibes-eitlen Schwächen und eigensinnigen Launen noch immer sehr Beliebte.

Mag sein, daß die dichterische Vision in ihm nachwirkte, die er heut in Herrgottsfrühe hatte, als er einen halben Aufzug fast vollendete an seinem neuen Drama: „König Ottokars Glück und Ende“. Da war ihm Kathi als Kind erschienen, flugs grub sich der vorüberfliegende Traum für immer in die Dichtung also ein:

„Ein Kind mit einem Blumenstrauß läuft auf den Kaiser zu.

Rudolph: Wem ist das Kind? Wie heißt du?

Eine Frau: Katharina! Kathrina Fröhlich, Bürgerkind aus Wien.

Rudolph: Fall' nicht, Kattrina! Ei, was ist sie hübsch! Wie fromm sie aus den braunen Augen blickt, und schelmisch doch! Zierst du dich auch schon, Kröte?“

Grillparzer bückte sich abermals und pflückte eine ganze Faust voll Weilchen. Plötzlich kam ihm der Gedanke: ich werde sie heiraten.

Er erschrak; denn er dachte an die Notwendigkeit, einsam sein zu können, wenn er einsam sein wollte, um schaffen zu dürfen nach Herzenslust. Wird ihn das „Krötlein“ in Ruh lassen? Er nickte; sie ist ja selbst Künstlerin, sie singt, sie lebt in den Werken der Dichter als Schauspielerin — sie wird ihn verstehen.

Ein leerer Fiaker fuhr vorüber auf Wien zu — Franz Grillparzer befahl ihm, noch einmal umzukehren. „Zarwohl, Herr Hofrat“, nickte der Kutscher. „Wohin befehlen der Herr Hofrat?“

„Bin kein Hofrat. Ein ganz gewöhnlicher Konzipist der Wiener Hofkammer bin ich“, knurrte Grillparzer ärgerlich. Doch der Arger verwehte wieder rasch. Er wollte ja heiraten. Er reckte seine gewöhnlich leicht vorgebeugte Gestalt, lächelte, da glänzten auch die großen blauen Augen, und über die blassen mageren Wangen glitt ein wenig

Röte. Mit einer nur ihm eigentümlichen nachdenklichen Handbewegung ordnete er seine beim Weilchenpflücken durcheinandergeratenen dunkelblonden Locken, dann winkte er der Sonne zu: „Wir fahren nach Dornbach!“

In Dornbach hatte die Familie Fröhlich mit allen vier Mädels bereits das Sommerquartier bezogen; der Frühling war in jenem hiedermeyer-idyllischen Jahr sehr früh gekommen und hatte die grüne, bunte, sich auf und nieder wiegende Welt um Wien in ein Elysium traumseliger Entrückung verwandelt. Es traf sich gut: als er das kleine Landhaus in Dornbach betrat, war Kathi allein mit der Magd zugegen; die andern hatten einen Tagesausflug in den Wiener Wald unternommen. Franz warf Kathi die Weilchen in den Schoß und küßte sie. Er zog sie auf seinen Schoß und küßte sie heißer. Kathi schrie: „Mein Haar — was fehlt dir nur?“

„Du. Du fürs Leben. Ich will dich heiraten.“

„Nicht möglich!“ lachte Kathi. „Der Herr Dichter haben sich's also überlegt. Der Herr Dichter benötigen nicht mehr der Einsamkeit. Der Herr Dichter neigen sich vor dem Ehejoch?“ Und sie griff mit ihren kleinen festen Händen in seinen Nacken und beugte ihn.

Grillparzer zog die Stirn kraus; da war's wieder, das Widerspenstige, das Selbstgefällige in ihrem Tonfall, das Hochmütige in ihren Gebärden. „Kathi — nicht so! Komm, wir fahren in den Wald hinein und besprechen alles! Mein Fiaker wartet noch draußen!“

D wie reizend Kathi wieder ausschaut: ein von zarten rosa Röslein überflogenes Krinolinenkleid mit Riesenspuffärmeln umschmiegte die Bierliche; einen rosaroten Haubenhut, von weißem Schleiergewand umweht, drückte sie jetzt in ihr dunkles, glattgeseiteltes, von kleinen wirren Lösschen umrandetes Haar. Und nun lachte sie: „Wie mein künftiger Herr Gemahl befehlen!“

„Wir fahren nach Hiezing, dort weiß ich an einem stillen Hang ein weltfernes Plätzchen, da wollen wir miteinander von dem reden, was uns zutiefst bewegt!“ lächelte Grillparzer.

Der Wagen rollte dahin, und Kathi sang das Liebeslied, das er für sie geschrieben:

„Streckt sich ein Halslein vor,  
Wangen rund, Purpurmund,  
mächtig Haar, Stirne klar —  
drunter mein Augenpaar!“

Franz küßte ihre Augen. In diesen Minuten, da der Geist seines Liebes sie durchwehte, war sie ganz, wie er sie sich träumte. Und nun brauchte sie doch nur immer so zu bleiben, alles wäre für immer gut. Doch schon begann sie von allerhand Hoftrafsch und Theaterklatsch zu plaudern, gewiß mit einer allerliebsten Stimme. Der Dichter achtete nur des Tones, nicht der Worte. Ich liebe sie doch! Ich liebe sie doch wie keine zuvor. — Warum, nur warum widerstrebt immer etwas in mir, wenn ich ganz zugreifen will? Ich fürchte, ich liebe eine Idealgestalt, die ich in Kathi hineingeheimnisse,

sie aber will bleiben, was sie will. — Aber die selbstquälerischen Nachdenklichkeiten verfloßen, als sie an einer kleinen klaren Quelle im stillen Wiesengrund saßen, von Maßliebchenhängen umzaubert, und Kathi ihn mit plötzlicher Leidenschaft umsing: „Du! Du! Du!“

„Kathi — ja, du wirst mein Weib! Du gehörst zu mir und ich zu dir!“ Warum kamen diese Worte schon stoßender? Waren sie nicht ganz wahr? Betrüge ich die Geliebte mit vorgetäuschten Gefühlen? grübelte er mitten im Liebesglück. Du willst zuviel des Glücks! sprach eine Stimme in ihm. Das gibt es nicht. Du wirst es bei keiner finden ... „... dann lieber allein sein!“ dachte er laut vor sich hin und ließ Kathi aus der Umarmung los.

„Was hast du nun wieder, Griesgram?“ schmolte Kathi. „Es war doch so schön.“

„Ja, Kind. Das war's. Sag mir, bist du — rein? Rein wie dieser Quell, Kathi?“ — „Was soll diese inquisitorische Frage?“ beehrte Kathi auf. „Antworte. Ich will es wissen. Ich werde dich heiraten, wenn du nur Ja sagst. Du brauchst es nicht zu sagen. Sieh mich an!“

Sie sah ihn nicht an. Aber nach einer peinlichen Weile des Schweigens riß sie den Kopf des düster vor sich Hinsinnenden hoch und küßte wild seinen Mund, immer toller, immer toller — und der Dichter wurde von soviel Blut mitgerissen. Er vergaß sich, seine Grübeleien und Grundsätze — alles in der Welt. Nur Kathi war da und glühte. Glühte für ihn! War das nicht Glück?!

Als der Kaufsch vorüber war, schien des Glückes Hauch weiter um sie zu bleiben. Sie wanderten enganeinandergeschmiegt in den Wald hinein und sprachen wie in Treuen Verlobte von ihren Zukunftsplänen, setzten den Tag der Hochzeit fest und zankten sich ein wenig wegen der Straße, in der sie wohnen, und wegen des Möbelhändlers, bei dem sie den Hausrat erstehen wollten. Doch das Unmutwölkchen verflog schnell, da Franz nachgab und Kathi recht behielt in dieser für ihn nebensächlichen Frage.

„Was ist eigentlich Liebe?“ fragte Kathi plötzlich. „Mir ist sie manchmal ganz unbegreiflich.“

„Auch mir, Mädchen, auch mir. Ob sie in diesem Augenblick nur in uns ist, weil der Frühling alles durchdringt — oder weil Gott — ? oder weil unser Blut es will? Was wissen wir? Aber ich glaube eines: wenn die Erde schon den Himmel geben kann, so tut sie es in einer glücklichen Ehe.“

„Und du willst mich heiraten, um diesen Himmel zu erleben?“

„Ich wünschte, es wäre so!“ versann er. Aber im nächsten Augenblick, da sie aus einer Buchenallee an eine riesige Lichtung traten, jubelte ihnen mit hundertfacher Blumenvielfalt der Frühling von der Waldwiese entgegen: Margeriten, Glockenblumen, Hahnenfuß, Enzian, roter Klee, Arnika, Löwenzahn und Bergißmeinnicht in süßseligstem, bestrickendstem Gewirr!

Grillparzer warf sich in das Blumenwiegen wie in ein Lethemeer: Natur, wie bist du gut! Wie vollkommen! Wie edel! dachte er. Und der Mensch? Als er aufstand aus der Entrückung, die Kathi im stillen eine seiner „Verrücktheiten“ nannte, sie hatte unter-



des Haar und Kleid geordnet, da sagte er: „Wenn ich ein Zauberer wäre, würde ich dich in einen Baum und mich in einen Indier verwandeln.“

„Was soll diese Zauberei?“ lachte Kathi spöttisch.

„In Indien gibt es heilige Bäume, die kann man heiraten. Ich wollte, deine Seele wär ein solcher heiliger Baum.“

Aber Kathi, das schloß er, verstand ihn nicht. Schweigsam und verdrossen, entzaubert nach kurzem Liebesrausch, fährten sie heim.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages schrieb Grillparzer an einen seiner Studienfreunde, der ihn kürzlich in einem Briefe nach Kathi Fröhlich gefragt hatte:

„Du verlangst von mir, ich soll sie Dir beschreiben, die ich liebe. Vor allem: die ich liebe, sagst Du. Wollte Gott, ich könnte sagen Ja. Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig dieses rückhaltlosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einen geliebten Gegenstand! Aber ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es bloß die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle anderen Dinge aus dem Auge rückt, daß ich sie wohl einen Augenblick ergreifen, nie aber lange festhalten kann. Mit einem Wort: ich bin der Liebe nicht fähig. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich in der Geliebten nur das Bild sehe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Übereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? Bedauere mich und sie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer selbst willen geliebt zu werden . . .“

Die Hochzeit mit Kathi fand nie statt; Grillparzer entbrannte in neuer unglücklicher Liebe zu Marie von Smolenitz, die ihn spielerisch lockte, um dann dem Maler Daffinger, einem Freunde des Hauses Fröhlich, die Hand zu reichen. In diesen furchtbaren seelenzerrissenen Tagen damals starb seine erste Geliebte Charlotte, die Frau seines Veters Paumgarten, die auf ihrem Sterbebette gestand, daß sie keinen so geliebt habe wie ihn. Und längst gestorben war auch jenes Mädchen, das zu schüchtern und keusch war, um ihm je die tiefe Liebe zu gestehen, die es für Grillparzer empfand: Marie Piquot, die Tochter eines hohen Beamten der preussischen Gesandtschaft, die in ihrem Testament ihren „Lasso“ dem Schutze der Ihrigen empfiehlt. Die, die ihn vielleicht glücklich gemacht hätte, war, ehe sie sich ihm genah, dahingestorben.

So kam es, daß er — alt geworden — wieder zu Kathi Fröhlich zurückkehrte. Aber immer nur besuchsweise. Sie wußten selbst nicht recht, was sie zueinander zog. Denn noch immer waren sie in fast allen wichtigen Dingen verschiedener Meinung, und sobald sie länger als eine Stunde zusammen waren, zankten sie sich.

„H ä l f t e n kann man aneinanderpassen,  
ich war ein G a n z e s, und auch sie war ganz.“

Dieser Vers des vereinsamten Dichters deutet diese seltsame „ewige“ Liebe und doch-nicht-ganz-Liebe . . .

Fünzig Jahre währte dieses Verhältnis der beiden. Ganz Wien kannte das „ewige Brautpaar“, wenn es über die Wälle dann und wann noch spazierte — von Jahr zu Jahr welker, müder, schweigsamer —, aber unzertrennlich, sich selber ein Rätsel, unverstanden in einer unverstandenen Welt, die sie zu Lebzeiten schließlich kaum noch beachtete.

Dichtung und Musik blieben Grillparzer als Dasein in seinem verwüsteten Leben. Dem Achtzigjährigen endlich fallen alle hohen Ehren „des größten österreichischen Dichters“ zu, doch er ist taub geworden, nichts von Festesklängen bringt mehr an sein Ohr.

Aber indessen war das Werk gewachsen, so wie es der Dichter erträumt. Das Werk trog nicht. Langsam wuchs es in den Ruhm, immer wieder in den Geschlechtern frühlinghaft erstehend wie jene Waldwiese, auf der Grillparzer an seinen zu idealen Forderungen der geliebten Frau gegenüber zerbrach und vereinsamte.

# GEDENKBLATT FÜR CARL HAUPTMANN

ZUM 20. TODESTAGE DES DICHTERS AM 3. FEBRUAR 1941

VON HANS STOLZENBURG

Immer noch strömt klar die Quelle  
Durch das Schreiberhauer Tal,  
Deinen Hügel vor der Schwelle  
Des Gebirges grüßt der helle,  
Warme, goldne Sonnenstrahl.

Aus dem Wandel der Gesichte  
Formt sich neu des Lebens Bild,  
Aus Verlangen, dem Verzichte  
Drängt die Seele nach dem Lichte,  
Das die ewige Sehnsucht stillt.

Durch die Tage, durch die Nächte  
Tragen Menschen Glück und Not,  
Ringend um des Daseins Rechte,  
Zwiespalt der geheimen Mächte  
Treibt sie vorwärts bis zum Tod.

Strenge Wahrheit, sanfte Güte,  
Hartes Wadsein, tiefer Traum —  
Was dich ruhelos durchglühte,  
Was in dir versonnen blühte,  
Füllt noch diesen Erdenraum.

Und wie dort der Strahl, der helle,  
Deinen stillen Hügel grüßt,  
Trägt uns deiner Liebe Welle  
Immer noch, es strömt die Quelle,  
Die sich Herz in Herz ergießt!

Eberhard König,

der noch viel zu wenig bekannte schlesische Dichter, wurde am 18. Januar d. J. 70 Jahre alt. Der in Grünberg behemate Dichter kann ein reiches schriftstellerisches Schaffen vorweisen und wurde ein mutiger Kämpfer völkischer Wiedergeburt, besonders auf dramatischem Gebiete. Bei Vollendung seines 65. Lebensjahres verlieh ihm der Führer die Goethemedaille.

Heimatkundler Wolfgang Wienzek †.

Am 18. Januar 1941 ist Wolfgang Wienzek, der Dichter des Annaberges, gestorben. In dem Marktsteden Annaberg als Sohn eines Bauern geboren, wirkte er 33 Jahre lang als Lehrer und Schulleiter in seinem Vaterort. Mit der ganzen Kraft seiner künstlerischen Grundhaltung hatte sich Wienzek der Ergründung des Volkes am Annaberg und der Erziehung nicht nur der Schuljugend, sondern auch der Erwachsenen verschrieben. Die Kleinen begeisterte er für alles Schöne und Große in der deutschen Dichtung und Literatur, führte sie in die Geheimnisse zeichnerischer Darstellung und in die Quellgründe edlen deutschen Liedgutes ein, die Großen aber lehrte er, wahre Kunst aus Bergen von Kitsch hervorzuholen. Was er immer schaffte, ob er die Landschaft skizzierte, ob er seinen Landsleuten in die geheimsten Herzenswinkel hineinleuchtete, ob er das Kindesleben oder das Brauchtum der Mitmenschen mit seiner feinen Feder festbannte, immer tat er es in solch plastisch-treffender und doch nie verletzender Weise, daß sein Schaffen stets Aufbauarbeit oder doch Unterlage für eine solche blieb. Zu zart besaitet, nutzte sich sein Geist zu rasch ab. Noch gelang es ihm, auf dem heimatlichen Berge eine eigene Wohnheimat in Form eines von einem Garten umgebenen Hauses zu begründen; doch nur drei Jahre sollte er darin von seinem beruflichen Erzieheramt ausruhen. Mit 57 Jahren rief ihn der Heimatberg in seinen dunklen Schoß. Ein Gesamtüberblick über sein heimat- und volkskundliches Wirken soll in einer späteren Arbeit gegeben werden.

L. Ehrbof.

Dr. Leo Knopp, ein schlesischer Geologe †.

Leo Knopp ist sudetendeutscher Abstammung. Er wurde am 27. Juli 1896 in Troppau geboren und kam 1907 in das Troppauer Staatsgymnasium. Im Weltkriege trat er aus der 8. Klasse (Prima) als Kriegsfreiwilliger in das k. u. k. Inf.-Regiment Nr. 1 ein, wurde aber am 13. Juni 1915 am Dniester durch einen Beckenschuß (Schrappnell) verwundet. Im Jahre 1916 kam er wieder an die Front und beteiligte sich zunächst an den Kämpfen im Osten, dann gegen Italien. Als Leutnant erhielt er die neugeschaffene große silberne Tapferkeitsmedaille für Offiziere der Front. Nach Verkündigung des Waffenstillstandes geriet er in Trient in italienische Gefangenschaft, in der er ein Jahr verbringen mußte.

Inzwischen war er tschechoslowakischer Staatsangehöriger geworden. Sein Offiziersrang wurde von seiner Regierung nicht anerkannt, da er es ablehnte, einen diesbezüglichen Antrag zu unterschreiben.

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft arbeitete er anfangs in einer Gärtnerei, darauf in einer Zuckerfabrik, bis ihm im Jahre 1923 seine verwitwete Mutter mit ihren bescheidenen Mitteln zum Studium verhalf. Zuerst studierte er in München, wo er mit tiefer Erregung den 9. November 1923 erlebte. 1924 ging er aber an die Deutsche Universität in Prag, um sich in seiner Heimat einen Arbeitsplatz zu sichern. 1927 erwarb er daselbst das Doktorat in Geologie und die Lehrbefähigung für Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie als Hauptfach, für Physik und Mathematik als Nebenfächer.

Er arbeitete mit allen Kräften in der sudetendeutschen Jugendbewegung und führte die Jungen nach Südtirol, nach dem Elsaß und in die Schweiz. Da er wenig Aussicht hatte, in seiner Heimat im Schulwesen angestellt zu werden, trat er 1928 in den Dienst des deutschen Schulvereins für Ost-Oberschlesien und wirkte daselbst fast 10 Jahre am Deutschen Privatgymnasium in Rybnik. Er war in den deutschen Organisationen tätig und widmete einen sehr erheblichen Teil seiner Arbeitskraft der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens. Er hat zahlreiche geologische Ausflüge in die Sudeten und Beskiden, sowie in Oberschlesien geleitet und wertvolle Veröffentlichungen für die Jahresberichte der Vereinigung geschrieben.

Als das Rybniker Deutsche Gymnasium seine Tätigkeit aufgeben mußte, kam Knopp Anfang des Jahres 1938 an die Reichsschulungsburg Erwitte in Westfalen und im Jahre 1939 auf kurze Zeit an das Gymnasium in Brüx (Sudetengau). Er setzte aber alles daran, um eine Tätigkeit möglichst in seiner Heimat zu erlangen und kam im April 1940 nach Kattowitz an die dortige Oberschule für Jungen.

Hier fand er bei seiner Tätigkeit in der Schule — er hatte die naturwissenschaftliche Sammlung zu ordnen und den naturwissenschaftlichen Unterricht einzurichten — und bei seiner Arbeit in der Partei auch noch Zeit, wieder aufs regste in der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens tätig zu sein. Er leitete am 12. und 13. Oktober 1940 einen Ausflug in das geologisch bedeutsame Gebiet von Bielsitz und war mit der Herausgabe einer geologischen Karte Oberschlesiens beschäftigt. Am 10. Januar starb Dr. Leo Knopp unerwartet nach kurzer Krankheit im Alter von 44 Jahren. Um ihn trauern seine Frau und vier Kinder, von denen das jüngste, ein Sohn, erst 3 Monate alt ist. Auch wir, die Mitglieder der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens, verlieren in ihm einen lieben Kameraden und guten Freund, der sich durch sein heiteres, entgegenkommendes Wesen die Zuneigung aller, die mit ihm zu tun hatten, erworben hat. Wir werden ihn nie vergessen.

G. E.

\*

Aurora 1941.

Eben erscheint im Schlesien-Verlag in Breslau-Oppeln als Jahressgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung der Jahrgang 10 des romantischen Almanachs „Aurora“.

In ihm wird ausführlich berichtet über die Schaffung der neuen Eichendorff-Gedenkstätte in Lubowitz durch Landrat Hütteroth und die Deutsche Eichendorff-Stiftung (Aufsätze von Willibald Köhler und Regierungs-Baurat Hallermann), über neues Eichendorff-Schrifttum und die Arbeit des Deutschen Eichendorff-Museums in Neisse.

Wissenschaftliche Beiträge steuerten bei: Adolf Dyroff, Wolfgang Baumgart, Ewald Reinhard und Karl Willi Moser. Mit literarischen Beiträgen sind vertreten: Willibald Köhler, Gerhard Ruckhoff, Karl Lange, Karl Otto Frey und Alfons Handuk.

Herausgegeben wird der Almanach nach wie vor von Karl Schodroff, in Zusammenarbeit mit Universitäts-Professor Dr. Adolf Dyroff in Bonn, Professor Franz Ranegger in Wien, Dr. Baumgart in Breslau und Studentat Willibald Köhler in Neisse.

Bestellungen durch den Buchhandel, den Verlag oder das Deutsche Eichendorff-Museum in Neisse. Ladenpreis 3.— RM.

Die romantische Aufgabe des Almanachs unterstreicht das Titelbild: Carl Blechen, Schlucht bei Amalfi. Die übrigen Bilder zeigen Lubowitz und die beiden neuen Eichendorff-Büsten von Leopold Hohl-Wien und Walter Timm-Neisse.

Sch.

\*

Einbanddecken.

Für den Jahrgang 1940 der „Schlesischen Stimme“ können Jahres-Einbanddecken bei Buchbindermeister Georg Ciafo in Oppeln, Sebastianstraße 4 (Fernruf Oppeln 3512) zum Preise von 1,— RM. zuzügl. der Zustellungsgebühren jederzeit bestellt werden. Die Lieferung erfolgt umgehend.

# MITTEILUNGEN DES SCHLES. BUNDES FÜR HEIMATSCHUTZ

Verantwortlich für den amtlichen Teil Geschäftsführer Dr. Förster, für die Facharbeit Bernhard Stephan.

## Amtliche Mitteilungen

An die Mitglieder des Führerrates.

Breslau, den 13. Januar 1941

Im Zuge der Reorganisation des Schlesiſchen Bundes für Heimatschutz und der Ausweitung seiner Aufgaben auf die befreiten Gebiete Oberschlesiens ist die Neubestellung des Führerrates notwendig, damit er dem politischen und soziologischen Charakter der Provinz entspricht. Ich sehe mich daher veranlaßt, den bestehenden Führerrat des Schlesiſchen Bundes für Heimatschutz aufzulösen und danke Ihnen für die bisher geleistete Mitarbeit. Die Berufung eines neuen Führerrates werde ich zum gegebenen Zeitpunkt veranlassen.

Der Vorsitzende

gez. Adams, Landeshauptmann.

Der Bundesvorsitzende hat zum Kreisvertrauensmann des Kreises Kattowitz Herrn Rektor Boidol, zum Kreisvertrauensmann des Kreises Bielitz Herrn Schulleiter Karl Herma und zum Kreisvertrauensmann des Kreises Lublinitz Herrn Hauptlehrer Pyttel in Kreuzenfeld berufen.

Der Herr Landeshauptmann als Bundesvorsitzende hat im Einvernehmen mit dem Herrn Oberbürgermeister in Kattowitz den Kreisvertrauensmann des Landkreises Kattowitz, Herrn Schulleiter Edgar Boidol, gleichzeitig zum Kreisvertrauensmann des Stadtkreises berufen.

Der Vorsitzende des Schlesiſchen Bundes für Heimatschutz hat den Schulleiter Hankowiak in Kokoschütz zum Kreisvertrauensmann für den Kreis Rybnik berufen.

## Aus der Facharbeit

Auf Einladung der Schlesiſchen Gesellschaft für vaterländische Kultur — Technische Sektion, Photographische Abteilung — sprach der Sachbeauftragte, Kunsthistoriker Bernhard Stephan, am 12. Dezember über „Aufgaben der Photographie im Dienste des Heimatschutzes“. Der Vortrag zeigte die vielen Möglichkeiten auf, die dem Amateurphotographen gegeben sind, um wertvollen Bildstoff für die Arbeit des Heimatschutzes beizusteuern. Die bereits lebhaft zusammenarbeitende des Heimatschutzes mit den Schlesiſchen Photographen, insbesondere mit dem Reichsbund deutscher Amateurphotographen (Vauführer Wilhelm Linde) erfährt hierdurch weitere Vertiefung. Studentat Runke, der Leiter der Photographischen Abteilung der Schlesiſchen Gesellschaft für vaterländische Kultur, forderte die Mitglieder auf, durch Zusendung von Bildern schöner aber auch gegenteiliger Motive an den Schlesiſchen Bund für Heimatschutz — Beispiel und Gegenbeispiel — sich an den Bestrebungen des Heimatschutzes zu beteiligen. Professor Dr. Veger von der Technischen Hochschule sprach als Leiter der technischen Sektion anschließend über die besonderen Aufgaben des Wasserbaues in der Landschaft und gab hierfür Beispiele im Lichtbild. Kunstmaler Günter Keßzögel gab durch ausgewählte eigene Farbphotos prächtige Belege dafür, in welchem weitgehendem Maße das farbige Lichtbild die praktische Heimatarbeit fördern kann.

Es wird dringend gebeten, Nachweise, noch besser aber gleich Bilder an den Schlesiſchen Bund für Heimatschutz — Fachberatung — einzureichen, die Beispiele guter Schieferbedachung im Schlesiſchen Lande aufzeigen, und zwar unter dem Gesichtspunkt der handwerklichen Ausführung. Ferner sind erwünscht Bilder guter alter und neuer Gaststätten, aber auch Gegenbeispiele, auf dem Lande. Dabei sind Einzelheiten, wie Gasthausgarten, Regalbahn, Ruheplatz vor dem Hause, das Innere der Wirtsstube, der gute Schanktisch und Saalbau, gute Gaststättenwerbung besonders zu berücksichtigen. Bei etwaiger Verwendung dieser Bilder werden mit den Einsendern entsprechende Vereinbarungen über Kostenersatz usw. noch besonders getroffen. Es ist ein Zeichen verantwortungsbewußten Kulturwillens, daß auch jetzt im Kriege die Städte im Regierungsbezirk Kattowitz sich angelegen sein lassen, die Ausstellung „Die schöne Stadt“ bei sich zu beherbergen und in vollem Umfange auszuwerten. Die Zeitspanne bis Mitte dieses Jahres macht es leider nicht möglich, die Ausstellung an alle die Städte gelangen zu lassen, die sie jetzt wünschen. Augenblicklich ist die Ausstellung in Teschen und wird im Monat Februar in

Myslowitz sein, wo sie am 11. d. Mts. eröffnet wird. Darauf folgen Kattowitz im März und Bielitz im April. Für diese Ausstellung ist es von großem Wert, daß dank der Bemühungen des Reichsinnungsverbandes — Bezirksstelle Schlesien des Malerhandwerks — das Handwerk stets lebhaft beteiligt ist und daß ferner auch die Kreisvertrauensleute des Schlesiſchen Bundes für Heimatschutz mit Unterstützung der Landräte sich bemühen, diese Ausstellung in den Mittelpunkt der Bestrebungen der Heimatpflege zu stellen. Die Stadtverwaltungen sind jeweils darauf bedacht, diejenigen Fragen, die für ihre eigene Stadt im Brennpunkt stehen, deutlich herauszustellen und so alle Volksgenossen auf die Mitarbeit, die für die Schönheit und Eigenart des Stadtbildes geleistet werden kann, hinzuweisen. In Teschen wurde die Ausstellung unter der Bezeichnung „Die deutsche Gemeinde“ Sammelpunkt für die zielstrebige Erneuerungsarbeit, die in dieser Stadt des weiteren durch den Weihnachtsmarkt für das Teschener Land der Aufgabe gerecht wurde, der Pflege und Fortentwicklung bodenständiger Kultur zu dienen.

Es sei auf dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß in der Ausstellung „Die schöne Stadt“, von der auch die kleinen Gemeinden eines jeden Kreises reichen Nutzen empfangen werden, die beiden Bücher „Das Dorf“ und „Die Stadt“ nicht fehlen dürfen. Im Dezemberheft der vorliegenden Zeitschrift ist der Band „Die Stadt“ ausführlicher gewürdigt worden. Die genannten Veröffentlichungen stellen das Rüstzeug dar, aus dem jeder für die Einzelaufgaben der Pflege des Stadt- und des Dorfbildes lernen kann. Ferner aber ist auch der Band „Der Osten“ als Teil des großen Werkes über die landschaftlichen Grundlagen des deutschen Bauschaffens auf diesen Ausstellungen nicht zu entbehren und wird hoffentlich nicht nur hier ausliegen, sondern auch in den Gemeindebüchereien verbleiben. Die drei genannten Schriften mit ihren zahlreichen Abbildungen sind im Verlag Georg D. W. Callwey in München erschienen.

Zu der an einschlägige Stellen gerichteten Anfrage des Schlesiſchen Bundes für Heimatschutz über Schieferbedachungen macht die aus Troppau eingegangene Antwort auf das umfangreiche Archiv von Aufnahmen der Bauernhäuser im dortigen Landschaftsbereich beim Reichsgaummuseum



# Riegner & Hirschmann

Vertriebsstelle für Modelle des Amtes „Schönheit der Arbeit“

Breslau 1

Ring 29 II. • Eingang Ohlauer Straße • Fernruf 23431

(Haus Goldene Krone)

Möbel für Büros, Kantinen, Gefolgschaftsräume und Unterkünfte  
Porzellan, Bunzlauer Braunzeug, Bestecks, Beleuchtungskörper aus Holz u. a. m.  
Ständige Ausstellung



*Nehme in Zahlung und kaufe  
 Brillanten — Gold — alte Silbergegenstände und Silbergeld*

## Juwelier Hillmann

Grosse und preiswerte Auswahl: Ohlauer Straße 1

Echter Schmuck — Echtes Silber — Gute Uhren

41/50419





in Troppau aufmerksam. Es handelt sich darum, festzustellen, in welchen Landschaftsgebieten sich Schieferbedachung durchgesetzt und vor allem, ob sich dabei die echte handwerksmäßige Form der Durchbildung erhalten hat. Dabei kommt ganz Schlesien einschließlich der benachbarten Gebiete in Betracht.

Die Landesbildstellen in Breslau und Oppeln haben sich bereit erklärt, bei ihrer Aufnahmetätigkeit die Friedhöfe miteinzubeziehen. Durch Gesamtbilder dörflicher Friedhöfe, die insbesondere die Lage im Gelände zeigen, durch Innenaufnahmen, die einen Gemeinschaftsempfinden entsprechenden Charakter und eine einheitliche Haltung des Handwerks aufweisen, durch Einzelbilder von volkstümlichen Stein-, Holz- oder schmiedeeisernen Grabmälern, von stimmungsvollen Eingängen, auch an Friedhofsbauten, wird für die vorbereitete Beteiligung des Schlesiens Bundes für Heimatschutz an einer Veröffentlichung, mit der seitens des Deutschen Heimatbundes der Arbeitsausschuß für Friedhof und Denkmal betraut ist, wertvolle Hilfe geleistet. Es ist zu hoffen, daß — wie bisher — von den Stellen, die dazu in der Lage sind, gute reproduktionsfähige Aufnahmen eingesandt werden.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß sich der Bezugspreis für die „Schlesische Stimme“ vom 2. Vierteljahr an (1. 4. 41) auf RM. 2,02, einschließlich der Zustellgebühr, ermäßigt.

Schriftleitung Karl Schodrol, Oppeln, Goethestraße 1, Fernsprecher 2044 — Mitarbeiter für den Schlesiens Bund für Heimatschutz Kunsthistoriker Bernhard Stephan, Breslau — Anzeigenleiter i. B. Walter Hahn, Breslau — Druck: Schlesiens Verlagsanstalt und Druckerei Karl Klossol AG., Breslau — Bezugspreis: Vierteljährlich 3,— RM. zuzüglich 8 Kpf. Bestellgeld, Einzelheft 1,— RM. — Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch unmittelbar bei dem Schlesiens-Verlag, Breslau 2, Gartenstraße 74 (Postfachkonto 41382, Girokonto 5019 bei der Schlesiens Landesbank Breslau, Fernruf 52131) — Umschlag und Druckeranordnung Georg Müller, Breslau

Liebe zum Handwerk und Fleiß bringen  
Erfolge. Sie verpflichten immer mehr zu  
1818 Meisterleistungen, die auch auf Sie warten.  
1941 Ohne Verpflichtung für Sie ist eine Anfrage.  
Rasche Umarbeitungen und Neuanfertigungen.

In der Besteck- und Silber schmiede **Julius Lemor** Breslau I  
Fischergasse 11

 **Billiger Besuch  
des Breslauer ZOO**  
durch Jahresdauerkarten  
Einzelperson RM 6.— / Familienkarte RM 15.— mit Kindern bis zu 18 Jahren  
Ausgabe ab 15. März 1941



Unsere Erzeugnisse:

PAULO'S

Puddingpulver,  
Dessertkateß-Speise,  
Suppenpulver für  
Milchsuppe  
Fruchtsuppenpulver  
für Kaltshalen

erfreuen sich ständig steigender Beliebtheit

Alleinhersteller:

**Ernst Paulo Nachf.**

Erste Schlesiſche Puddingpulverfabrik

Breslau 13, Sadowastraße 31/33

Telefon 3 0953

## Schlesische Telefon-Gesellschaft



Telefonanlagen  
jeder Größe in  
Kauf und Miete

Elektrische Uhren,  
Lichtsignal-,  
Radio- und  
Blitzschutz-Anlagen

**Loske & Co., Breslau 2**

Taubeuzienſtr. 76 · Fernruf Sammel-Nr. 58144



Gewährung von Hypotheken  
Ausgabe von Pfandbriefen  
und Schuldverschreibungen

# VEDAG

Vereinigte Dachpappen-Fabriken  
Aktiengesellschaft, Breslau 1, Elferplatz 1a, Ruf 52431

*liefert:*

Bitumen-Emulsion »Webas«

Isolieranstriche Emailit

Carbolineum

*führt aus:*

Grundwasserdichtungen

Isolierungen gegen Feuchtigkeit

Hartgußasphalt



## LÜTZOW-DRUCKEREI

Breslau 5 · Gartenstraße 19

Buchdruck · Steindruck · Offsetdruck

Ruf 59261



B Ä U E R L I C H E R  
H A N D - D R U C K  
M I T A L T E N U N D  
N E U E N M O D E L N

\*

W E R K S T A T T  
S T E I N

S T E I N A U / O D E R

# Genossenschaftsarbeit ist Dienst am Bauerntum!

Landesverband

Schlesischer landwirtschaftl. Genossenschaften Raiffeisen e. V.

Breslau 1, Junkernstraße 41/43

Schlesische Landesgenossenschaftsbank Raiffeisen e. G. m. b. H.  
Breslau 1, Junkernstraße 41/43

Niederschlesische Landwirtschaftl. Hauptgenossenschaft Raiffeisen  
e. G. m. b. H., Breslau 2, Herbert-Stanecki-Straße 46

Zentrale der Niederschlesischen Eierverwertungsgenossenschaften  
e. G. m. b. H., Breslau 1, Strelgauer Straße 2

Zentralviehverwertung G. m. b. H., Breslau 17, Frankfurter Straße 100

Raiffeisen-Treuhandgesellschaft m. b. H., Breslau 1, Junkernstraße 41/43

Provinzial-Genossenschaftsbank e. G. m. b. H., Oppeln, Sternstraße 8

Landwirtschaftliche Warenzentrale Oberschlesien (Raiffeisen)  
e. G. m. b. H., Oppeln, Annabergplatz 9

Eierzentrale Oberschlesien e. G. m. b. H., Oppeln, Annabergplatz 9

Vieverwertung Oberschlesien e. G. m. b. H., Kattowitz, Scharnhorststraße 11

Oberschlesische Genossenschafts-Treuhand G. m. b. H.  
Oppeln, Sternstraße 8

Elektrizitäts-Zentral-Genossenschaft Raiffeisen für Schlesien  
e. G. m. b. H., Breslau 1, Sternstraße 40

und 3705 Einzelgenossenschaften

Industriellen, gewerblichen  
 und landwirtschaftlichen  
 Betrieben jeder Art und  
 jeden Umfanges  
 haben wir durch Anschluß  
 an unser ausgedehntes  
 Überlandnetz bei günstigen  
 Strompreisen einen sicheren  
 und wirtschaftlichen Betrieb  
 ermöglicht

**ELEKTRIZITÄTWERK SCHLESIEN AKTIEN-GESELLSCHAFT Breslau**

*Kurt Müller*

P A P I E R - U N D B Ü R O B E D A R F

*Breslau 1, Schmiedebrücke 36/38, Ruf 5 34 61*

*Lieferant vieler Behörden!*

*Soeben erschienen in der Reihe der Schlesienbändchen*

Nr. 13 „Schlesischer Eisenkunstguß“  
*von Eva Schmidt, RM 0.80*

Nr. 14 „Goethe und Schlesien“  
*von Wolfgang Baumgart, RM 0.80*

**SCHLESIEN-VERLAG · Breslau, TAUMENTZIENSTRASSE 33**

# Emil Kelling

Heizungs- und Lüftungsanlagen

Breslau 18 / Kastanienallee 28/30

Fernsprecher 8 63 46



Ruf: 50783

Bürobedarf jeglicher Art.

Matrizen, Briefordner, Kohlepapiere, Papiere

**WILPERT & MOHAUPT**

Inhaber: Werner Hartmann

Breslau 2 / Bahnhofstraße 2

**Klischees**

Entwürfe  
Zeichnungen  
Retuschen

**Ankerstrand**

Breslau 13 · Brandenburgerstr. 19 · Tel. 35000

Fragen Sie, ehe Sie einen Versicherungsvertrag schließen, Ihren  
Freund oder Nachbarn oder einen anderen Versicherungsnehmer der

# Schlesischen Provinzial-Feuersozietät in Breslau.



Ihr Entschluß wird dann schnell gefaßt sein.

Die Schlesiſche Provinzial-Feuersozietät, Körperschaft des öffentlichen  
Rechts, gegründet 1742 von Friedrich d. Gr., schützt Sie zuverlässig

gegen **Feuer=, Sturm=,  
Einbruchdiebstahl=,  
Wasserleitungs=, Tier=, Glas=  
und Hagelschäden.**

Kostenlose, fachmännische Beratung erteilen jederzeit bereitwilligst

Die Sozietätshauptverwaltung in Breslau, Gartenstraße 76/84, Fernruf 52691,

Die Verwaltungsstelle in Ratibor, Oberwallstraße 31, Fernruf 3931,

Die Hauptgeschäftsstelle in Kattowitz, Wilhelmplatz 2, Fernruf 31346

und die örtlichen Geschäftsstellen in den Kreis- und Rathäusern.



PFLEGESTATTE FÜR GRAPHISCH  
GUT DURCHDACHTE  
WERKE UND DRUCKE  
ALLER ART

FÜR AMTLICHE DIENSTSTELLEN  
HOCHWERTIGE DRUCKARBEITEN  
NACH EIGENEN  
UND GEgebenEN ENTWÜRFEN

GRAPHISCHER GROSSBETRIEB  
FÜR BUCH- UND OFFSETDRUCK

RUF 22271





Jahre

Geschw.  
**Hoeniger**

Inh. Paul Eggers

BRESLAU 13, STRASSE DER SA. 10

**Büromöbel  
Büromaschinen  
Bürobedarf**

Fernruf: 38211

### Gasschutzraumabschlüsse

In Stahl- und stahlsparender Konstruktion  
Stahlfalttüre, Stahltüren, gepreßte Türcargen

**Karl Sprang, Eisenbau/Türenfabrik**

Fernruf 43833

Breslau 26, Heinrich-von-Korn-Straße 8/10

# Strom

ist ein bedeutender Wirtschaftsfaktor für Niederschlesien.

Unser Stromversorgungs-Unternehmen beliefert:  
Industrie, Gewerbe und Haushalt in  
Stadt und Land ausreichend und billig.

Die Sicherheit der Stromlieferung und ihre Bereitstellung in  
ausreichender Menge wird durch 14 im Verbund arbeitende

### Wasserkraftwerke der „Landes-Elektrizitätswerke“

am Bober, Queis, Weistritz und Zacken in Verbindung mit dem  
Strombezug aus den Lausitzer und Schlesischen Dampfkraftwerken gewährleistet.

Das ist heimische Energieversorgung im Sinne des  
Vierjahresplanes zur Leistungssteigerung in Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft.

**Niederschlesische Elektrizitäts-Aktiengesellschaft  
Hirschberg/Rsgb.**

### DKW - Lieferwagen (Kasten und Pritsche)



über das Bezugscheinsystem  
sofort lieferbar!

Auskunft durch die  
Generalvertretung:

**Hielscher & Ahrent**

Breslau 18 / Lohestraße 120/130 / Ruf 82241

## Rich. Kiefer & Co.

Reuschestraße 2, Laden und 1. Stock / Ruf 53551

Bürobedarf / Papier- und Schreibwaren-Handlung

Büromöbel aus Stahl und Holz / Schreibmaschinen

# JOSEF THIEL

Inhaber Franz Markutzik · Gegründet 1898

Breslau 26 · Meineckestraße 60 · Ruf 46150

## **Schornstein-Feuerungsbau**

Schornsteine aller Art · Schornstein-  
Erhöhungen und -Instandsetzungen auch  
bei Betrieb · Feuerungen und Öfen  
für alle Zwecke in Industrie und Gewerbe

*Wir können wieder liefern:*

## „Verliebte Oderfahrt“

*eine Novelle von Stefan Sturm, RM 0.80*

SCHLESIEN-VERLAG · BRESLAU, TAUMENTZENSTRASSE 33

**Riſchee's KÖHLER & LORENZ**

BRESLAU 1 · KUPFERSCHMIEDESTR. 41 · RUF: 51424



*Die große Mühle  
der schlesischen Heimat*

BG Politechniki Śląskiej  
nr inw.: 000 - 55525



Dyr.1

Die grobe Mühl  
der schlesischen Heimat